

Synode der Evangelischen Kirche
in Deutschland

Aufwachsen in
schwieriger Zeit –
Kinder in Gemeinde
und Gesellschaft

Gütersloher Verlagshaus

Im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland
herausgegeben vom Kirchenamt der EKD

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Aufwachsen in schwieriger Zeit : Kinder in Gemeinde und
Gesellschaft / Synode der Evangelischen Kirche in
Deutschland. [Im Auftr. des Rates der Evangelischen Kirche in
Deutschland hrsg. vom Kirchenamt der EKD]. –
Gütersloh : Gütersloher Verl.-Haus, 1995

ISBN 3-579-02362-4

NE: Evangelische Kirche in Deutschland / Synode

L-6
3-37



k

ISBN 3-579-02362-4

© Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1995

95/M 66

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung unter Verwendung von 4 Fotos:

Pressefoto Michael Seifert, Hannover

Satz: Weserdruckerei Rolf Oesselmann GmbH, Stolzenau

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Werkdruck

Inhalt

Vorwort	7
 Aufwachsen in schwieriger Zeit – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft	
Einleitung	9
1. Kindsein 1994 – zur Lage der Kinder in Deutschland	13
1.1 Aspekte gegenwärtigen Kinderlebens	13
1.2 Kinder im Umbau der Arbeitsgesellschaft	29
1.3 Kindsein 1994 – Konsequenzen	37
2. Leben und Welt in der Sicht von Kindern	49
2.1 Kinder wahrnehmen, Kinder ernst nehmen – ein Perspektivenwechsel und seine Begründung	49
2.2 Probleme, Widerstände und Mißverständnisse angesichts eines Perspektivenwechsels	54
2.3 Kinder selbst zu Wort kommen lassen	56
3. Welche Kirche braucht das Kind?	58
3.1 Kinder und Kirche – Bestandsaufnahme und Entwicklungen	59
3.2 Wie Kinder glauben	65
3.3 Konsequenzen	71
Kinder und Bibel	79
Mitglieder des Vorbereitungsausschusses der Synode der EKD 1994 und seiner Arbeitsgruppen	96

Kundgebung der Synode zum Schwerpunktthema	99
Beschluß der Synode zu »Kinderfreundliche Gemeinde und Gesellschaft«	112
Einführung in die Behandlung des Schwerpunktthemas Von Professor Dr. Ulrich Becker	115
Aufwachsen in schwieriger Zeit Referat von Professorin Dr. Christa Berg	128
Bibelarbeit zu Römer 8, 1-17 Von Professor Dr. Fulbert Steffensky	155
Bibelarbeit zu 5. Mose 5, 1-3 und 6-7 Von Professor Dr. Klaus-Peter Hertzsch	165

Vorwort

Am 11. November 1994 beendete die 8. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ihre 5. Tagung in Halle/Saale und verabschiedete einstimmig eine umfangreiche Kundgebung zu ihrem – nach 16 Jahren erstmalig wieder dem Bildungsbereich zugehörigen – Schwerpunktthema »Aufwachsen in schwieriger Zeit – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft«. Viele hatten erwartet, daß andere wichtige Tagesordnungspunkte wie die Militärseelsorge oder das Kirchenasyl das Schwerpunktthema verdrängen würden. Das war jedoch nicht der Fall. Etwa 40 Wortmeldungen machten eine Ausweitung der geplanten Debattenzeit erforderlich. Der große Themenausschuß mußte eine Vielzahl von Anträgen bearbeiten. Diese Aufmerksamkeit war Frucht einer intensiven Vorbereitung durch den dazu berufenen Ausschuß und seiner Arbeitsgruppen. Er hat zusammen mit der Geschäftsführung im Kirchenamt dafür gesorgt, daß das Schwerpunktthema auch im Rahmen der Synodentagung seinen Vorrang behielt. Das Ergebnis der vorbereitenden Arbeiten und die Qualität der Vorlage wurden auf der Synode von allen Seiten dankbar gewürdigt.

Mit dem Wort vom Perspektivenwechsel hat der Vorbereitungsausschuß dazu aufgefordert, Leben und Welt einmal mit den Augen der Mädchen und Jungen zu sehen. Jedes Kind ist ein einzigartiger und unverwechselbarer Mensch, der als Person wahr- und ernstgenommen werden muß. Dieser Blick auf die Kinder und die Kindheit prägte auch die Diskussion der Synode zum Schwerpunktthema. Ungewöhnlich viel Persönliches floß in die einzelnen Voten ein. Ein unverstellter Blick auf die Kinder kann nicht gelingen, wenn wir unsere eigene Kindheit ausklammern. Allen gemeinsam war das Ringen darum, das Aufwachsen der Kinder am besten zu begleiten und zu fördern und dabei zu verdeutlichen, warum gerade die Kirche Kinder braucht – und umgekehrt.

Zu den Vorbereitungen gehörten neben den schriftlichen Materialien deren mündliche Einbringung auf der Synode durch den Ausschußvorsitzenden (Ulrich Becker) sowie ein Referat (Christa Berg) und zwei Bibelarbeiten (Fulbert Steffensky und

Klaus-Peter Hertzsch). Sie bieten pointierte eigene Ansätze und vertiefen das Schwerpunktthema mit unterschiedlichen Akzentsetzungen. Dazu dient auch die dem Referat von Frau Berg anliegende Literaturliste.

Die Synode hat in besonderer Weise allen gedankt, die in der Kirche ehrenamtlich oder beruflich das Leben der Kinder begleiten, mit Kindern arbeiten und sich für Kinder einsetzen. Ihr Engagement gehört zum »Eigentlichen« der Kirche. Dem muß in der Prioritätendiskussion angesichts knapper werdender kirchlicher Finanzen Rechnung getragen werden.

Nun geht es darum, den angesprochenen Perspektivenwechsel umzusetzen. Er läßt sich nicht einfach herstellen oder verordnen, sondern erfordert viel Zeit und Nachdenklichkeit. Es war das Anliegen der Synode, daß auf breiter Ebene Überlegungen angestellt werden, wie die Situation von Kindern in Gemeinde und Gesellschaft wahrgenommen und verbessert werden kann. Dieses Buch soll dabei helfen.

Halle/Saale, den 11. November 1994

Dr. Jürgen Schmude
Präses der Synode der
Evangelischen Kirche in Deutschland

Aufwachsen in schwieriger Zeit – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft

Einleitung

»Aufwachsen in schwieriger Zeit« heißt die Überschrift, unter der die Beratungen zum Schwerpunktthema der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland im November 1994 in Halle an der Saale stattfinden. Damit wird nicht bestritten, daß das Aufwachsen der Kinder zu keiner Zeit leicht und selbstverständlich geschieht. Was also macht die Lebenssituation von Kindern heute schwierig? Der für das Schwerpunktthema eingesetzte Vorbereitungsausschuß hat sich in einer ersten Arbeitsgruppe – in dieser wie in den anderen zusammen mit weiteren Fachleuten – intensiv mit der Lage der Kinder in Deutschland (Kap. 1) beschäftigt. Im Blick waren dabei vor allem Kinder bis 12 Jahren. Ihre Lage stellt sich widersprüchlich und facettenreich dar. Je nach Geschlecht, Familiensituation, sozialen und regionalen Gegebenheiten sowie für ausländische oder behinderte Kinder gibt es spezifische Kindheitsbedingungen (1.1). Von ihren Bildungschancen und den materiellen Umständen her geht es den meisten Kindern in Deutschland heute besser als Generationen vorher. Die Gesellschaft stellt die Kinder frei für Spiel und Lernen. Kindheit wird von den Erwachsenen als Phase der Unbeschwertheit gesehen. Gleichzeitig aber sind Gegenwart und Zukunftsaussichten der Kinder gefährdet durch soziale und ökologische Risiken: Belastete Familien, neue Armut, Leistungsdruck, kinderfeindliche Umwelt, Umweltzerstörung sind Stichworte, mit denen die Lebenssituation von Kindern auch beschrieben werden muß und die die Lebenssicht der Kinder selbst prägen. Wir stehen vor einer neuen Qualität von Risiken, indem wir die Ressourcen der nachwachsenden Generation angreifen. Damit weitet sich der Blick unwillkürlich auf die Probleme der Kinder der ganzen Welt

(vgl. »Weltdeklaration zum Überleben, zum Schutz und zur Entwicklung von Kindern«, Vereinte Nationen 1990). Auch wenn sich diese Vorlage auf die Belange der Kinder in Deutschland konzentriert, dürfen Kinder in anderen Ländern, besonders in der »Zweitwelt«, darüber nicht vergessen werden. Wo Menschen Not leiden, trifft es die Kinder immer am härtesten.

Auch in der Bundesrepublik Deutschland geraten für einen Teil der Bevölkerung gewohnte Muster von wirtschaftlichem Wachstum verbunden mit sozialer Sicherheit und zunehmendem Wohlstand ins Rutschen, bestehende Formen sozialer Ungleichheit und neue Formen von Armut und regionaler Ungleichheit verschärfen sich. Die Auswirkungen, gerade auf dem Arbeitsmarkt, zeigen sich im Osten Deutschlands besonders deutlich. Was sind die Folgen unserer Lebensweise für die Sozialisation von Kindern? Ist die Art, wie wir im modernen Industriestaat Familie, Bildung, Arbeit und Öffentlichkeit organisieren, noch geeignet, günstige Sozialisationsbedingungen für die nachwachsende Generation bereitzustellen? Welche Entwicklungs- und Handlungsmöglichkeiten gestehen wir Kindern heute zu, welche Hypothesen laden wir ihnen für die Zukunft auf? Alle diese Fragen hängen eng zusammen mit der Gestaltung unserer Berufs- und Arbeitswelt. Nach der Darstellung von ausgewählten Aspekten gegenwärtigen Kinderlebens werden darum die Rückwirkungen der Arbeitsgesellschaft auf die Kinder exemplarisch analysiert (1.2).

Die anschließend beschriebenen Konsequenzen (1.3) machen deutlich, was in dieser Lage Kinder brauchen. Wie wenig Kinderbelange und Kinderrechte respektiert werden, zeigt sich daran, daß Kinder häufig nur noch funktional betrachtet werden. So wird die zurückgehende Zahl der Kinder im Blick auf die Rentensicherung mit Sorge betrachtet, die Lebensqualität der Kinder heute kommt jedoch weniger in den Sinn. Familienunterstützende Maßnahmen werden halbherzig und doppelzünftig beschlossen. Laut angekündigte Programme, wie der Rechtsanspruch eines jeden Kindes auf einen Kindergartenplatz, werden auf die lange Bank geschoben, »gestreckt« oder auf Kosten der Qualität heruntergerechnet. Es zeigt sich, daß gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen Interessen und Bedürfnisse von Kindern oft nicht in gleicher Weise respektiert werden. Kinder müssen sich in einer Gesellschaft zurecht-

finden und behaupten, die die Verantwortung für Kinder als »Privatsache« behandelt, die Zuständigkeit für Kinder an Experten delegiert und die Kinder bevorzugt in eigens arrangierte Kinderwelten ausgrenzt, um in kinderfreien Zonen ungestört ihren Geschäften nachgehen zu können.

Die gegenwärtige Welt der Kinder ist eine andere als die früherer Generationen. Wenn sich heutige Erwachsene an die eigene Kindheit erinnern, scheinen die Kinder selbst verändert zu sein – müssen sie doch mit anderen Chancen und Risiken, Ressourcen und Einschränkungen zurechtkommen. Kindheit nur aus der Problem- und Defizitperspektive zu beschreiben, wird jedoch weder der Realität noch der spezifischen Weltsicht der Kinder gerecht. Mögen Erwachsene noch so oft vom »Verschwinden der Kindheit« sprechen – Kinder selbst bejahen durchaus die Frage, ob es noch eine Kindheit gibt und entwickeln auch unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft ihren Sinn und finden Möglichkeiten, sich in der heutigen Welt aktiv Handlungsräume zu schaffen. Bei allem Wandel von Kindern und Kindheit dürfen wir also das, was darin konstant bleibt, nicht übersehen. Kinder erleben vieles tief und prägend, erkunden gern Neues und Fremdes, gestalten ihre Umwelt spielerisch, hängen an Tieren und Menschen und schauen zu den allein schon körperlich Größeren auf. In allem entwickeln sie aber eine ganz eigene Sicht von Leben und Welt (Kap. 2), die es zu erkennen gilt. Der Vorbereitungsausschuß der Synode hat sich darum in einer zweiten Arbeitsgruppe um den damit angesprochenen Perspektivenwechsel bemüht. Gegenüber einer funktional-objekthaften Sicht steht an dessen Anfang die Notwendigkeit, Kinder vorbehaltlos wahrzunehmen und ernst zu nehmen (2.1). Viele Gründe sprechen dafür, sich auf diesen Perspektivenwechsel einzulassen. Die sich daraus ergebenden Konsequenzen führen allerdings nicht selten zu Problemen und Unverständnis (2.2). Es geht nicht darum, Kinder und Kindheit zu romantisieren oder zu idealisieren. Kinder sollen vielmehr mit ihrer Sicht von Leben und Welt zu Wort kommen (2.3).

Der vorgestellte Perspektivenwechsel hat auch theologische Gründe. Unter der doppelsinnigen Fragestellung »Welche Kirche braucht das Kind?« (Kap. 3) hat sich deswegen eine dritte Arbeitsgruppe des Vorbereitungsausschusses mit dem Verhältnis von Kin-

dern und Kirche befaßt. Der gesonderte Teil »Kinder und Bibel« untersucht die biblischen Zeugnisse. Er bildet die Folie, auf deren Hintergrund der Vorbereitungsausschuß letztlich alle seine Überlegungen zu Kindern in Gemeinde und Gesellschaft verstanden wissen will. In der Botschaft Jesu haben Kinder uneingeschränkt Vorrang (Mk. 10,13-16). Deshalb ist für Christen und ihre Kirche die Sorge für die Lebensbedingungen von Kindern nicht nur eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die sich aus dem Eigenwert von Kindern oder etwa gar ihrem gesellschaftlichen Stellenwert ergibt. Das Eintreten für die Belange von Mädchen und Jungen sollte vielmehr unverzichtbarer, ja vornehmster Teil des kirchlichen Handelns, der kirchlichen Diakonie und des kirchlichen Öffentlichkeitsauftrages sein. Wie aber ist es um die Kinder in der Kirche bestellt? Auch wenn viel für Kinder und mit Kindern getan wird (vgl. »Lesebuch« zum Schwerpunktthema) macht eine Bestandsaufnahme deutlich (3.1), daß in einer Kirche, die Kinder tauft, diese oft nicht in der Mitte stehen, wohin Jesus sie gestellt hat (Mk. 9,33-37). Das geschieht zum Schaden der Kinder und der Gemeinde (3.2). Umkehr ist nötig (Mt. 18,2). Die sich daraus ergebenden Konsequenzen für eine kindergerechte Gemeinde und Kirche führen zu einer ganzen Reihe von konkreten Aufgaben, die von der Synode zu bearbeiten sind (3.3).

Diese Vorlage nimmt auf, was sich bereits vielfach – auch in den Landeskirchen – im Gespräch befindet. Sie zielt nicht auf Vollständigkeit und versucht in ausgewählten Bereichen zu bündeln und auf den Punkt zu bringen, was für Kinder in Gesellschaft und Gemeinde heute notwendig ist. Es war dem Vorbereitungsausschuß wichtig, die Perspektiven der Kinder zur Geltung zu bringen. Oft werden Mädchen und Jungen ja nur in ihren jeweiligen Bezugsfeldern gesehen: Familie, Kindergarten, Schule, Kommune, Kirchengemeinde etc. Stets rücken allzu schnell die Probleme der Erwachsenen in den Blick. Hier brauchen wir alle eine veränderte Sichtweise. Die oben genannte Forderung, Kinder zu Wort kommen zu lassen, meint mehr als verbale Kommunikation zwischen Kindern und Erwachsenen. Kindern muß vielmehr ein fester Platz in der Wahrnehmung der Erwachsenen eingeräumt werden, und sie wirklich zu verstehen ist ein Prozeß, auf den sich Erwachsene immer wieder neu einlassen müssen.

1. Kindsein 1994 – zur Lage der Kinder in Deutschland

1.1 Aspekte gegenwärtigen Kinderlebens

Mit Blick auf die Lebenssituation von Kindern heute und in der Parteinahme für Kinder sollen einige Aspekte gegenwärtigen Kinderlebens näher betrachtet werden:

Es gibt weniger Kinder

Ein wichtiges Merkmal heutigen Kinderlebens in Deutschland wie auch in anderen Industriestaaten ist, daß der Anteil der Kinder an der Gesamtbevölkerung wegen der niedrigen Geburtenrate und der längeren Lebenserwartung seit Jahrzehnten gesunken ist (1990 waren in Deutschland 15 % der Bevölkerung unter 15 Jahren alt). In ganz Deutschland haben Familien heute weniger Kinder, gut die Hälfte der Familien hat ein Kind, ein weiteres Drittel hat zwei Kinder. Familien mit drei oder mehr Kindern sind inzwischen eine Minderheit geworden. Kinder sind in Industriestaaten eine klein gewordene Bevölkerungsgruppe, die zwar als zukünftige Rentenzahler hoch geschätzt sind, deren aktuelle Interessen in einer älter werdenden Gesellschaft aber tendenziell an den Rand geraten. Gleichzeitig nehmen die weniger gewordenen Kinder in ihren Familien einen zentralen Platz ein, sie sind nicht selten Sinnstifter und Quelle des Glücks ihrer Eltern. Eine Menge von Bedürfnissen Erwachsener werden an die Kinder herangetragen, was für diese sowohl mehr Aufmerksamkeit wie auch Überforderung bedeuten kann. Die Tatsache, daß die Kinder weniger geworden sind, bestimmt sehr stark ihr gegenwärtiges Leben (Einzelkinder, Mangel an Spielgefährten in der Nachbarschaft). Für die Zukunft bedeutet dies auch ausgedünnte Verwandtschaftsnetze. Neue Netze sozialer Beziehungen (z.B. Freunde, Nachbarschaft, Selbsthilfegruppen) und Unterstützungsangebote für Kinder und Familien sind nötig.

Kinder leben in größeren Bandbreiten von Lebensformen

Kinder wachsen überwiegend in kleinen Familien auf, die Verantwortung für die Pflege und Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren liegt in hohem Maße bei den Eltern. Auch wenn der größte Teil der Kinder – nach einer Studie des Deutschen Jugendinstitutes ca. 85 % (Kinder bis 18 Jahre, bei Kindern bis 12 Jahren liegt der Prozentsatz noch etwas höher) – in sogenannten »Normalfamilien« mit ihren verheirateten leiblichen Eltern aufwachsen, gehören für einen Teil der Kinder vielfältige Lebens- und Familienformen wie nichteheliche Gemeinschaften, Zweifamilien beziehungsweise der Wechsel von einer zu einer anderen Familienform zur Wirklichkeit, die sie auszuhalten haben und in der sie ihr eigenes Bild von der Welt formen. In westlichen Ballungszentren leben ca. 25 % der Schulkinder inzwischen mit alleinerziehender Mutter, im Osten dürfte die Quote eher höher sein (alleinerziehende Väter sind demgegenüber keine statistisch relevante Größe). Die starke Zunahme der Zahl von Kindern, die bei Alleinstehenden leben, resultiert zum größten Teil aus der Zunahme der Ehescheidungen. Alleinerziehende sind im Durchschnitt häufiger und länger arbeitslos, oft sind sie auf Sozialhilfe angewiesen. Zudem sind sie am Arbeitsmarkt der Diskriminierung weiblicher Arbeitskraft besonders ausgesetzt. Bei der Erwerbsarbeit alleinstehender Mütter bestehen erhebliche Unterschiede je nach Alter des Kindes wie auch nach städtischen und ländlichen Regionen. Die genannten Belastungen in dieser Lebensform können sich für die Entwicklung des Kindes nachteilig auswirken, wenn sie nicht durch familienunterstützende Systeme aufgefangen werden.

Kinder verschiedener Ethnien und Kulturen

Kinder leben heute in einem Nebeneinander verschiedener Lebensstile, Werte, Kulturen. Über die Lebensumstände ausländischer Kinder, über ihre Kontakte und Beziehungen weiß man immer noch relativ wenig. In Kindertageseinrichtungen hat die multikulturelle und multireligiöse Mischung von Kindern schon länger Tradition, in Städten sind Migranten- beziehungsweise

ausländische Kinder selbstverständliche Mitglieder von Kindergartengruppen. Offensichtlich wird das Aufeinanderstoßen verschiedener Lebenswelten schwieriger. Das zeigt sich zum Beispiel deutlich bei Kindern aus gemischt-ethnischen Familien. Angesichts der gegenwärtigen Wanderungsbewegungen begegnen Kinder, die damit fertig werden müssen, daß gewohnte Sicherheiten fehlen und ihre Wertvorstellungen beziehungsweise die ihrer Eltern nicht mehr gelten. Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten bringen oft traumatische Erlebnisse und tiefsitzende Verstörungen mit. Wir haben uns darauf einzustellen, daß Kinder der Zuwanderer vor allem in solchen Wohngebieten leben, in denen der Kampf um Wohnung und Lebenschancen zwischen deutschen und ausländischen Mitbürgern Konflikte und Fremdenhaß wahrscheinlicher machen als interessiertes und tolerantes Miteinander.

Zeit für Kinder – immer knapper

Der »Modernisierungsschub« mit seinen Veränderungen im Familienleben hat massive Auswirkungen auf die Lebensbedingungen von Kindern. Die »Individualisierungstendenzen«, die die westlichen Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten bewegt haben, sind entscheidend von den veränderten Lebensentwürfen der Frauen geprägt. Junge Frauen wollen Berufs- und Familienpläne verbinden und suchen nach lebhaften Kombinationen zwischen Familie und Arbeitswelt. Der doppelte Lebensentwurf von Frauen führt zu einer Verdichtung von Anforderungen im jungen Erwachsenenalter, in dem sowohl die Betreuung von Kindern wie auch zentrale Weichenstellungen für die Berufslaufbahn geschafft werden müssen. Trotz Erwerbstätigkeit bleiben die meisten Frauen bei den Familienarbeiten allein, denn Männer haben sich auf diese Arbeit nicht in nennenswertem Umfang eingelassen. Zeit für Kinder muß im Lebenszusammenhang der Eltern mit anderen Verpflichtungen und Ansprüchen ausbalanciert werden, was angesichts der bisherigen Organisation der Arbeitswelt und der Kindertageseinrichtungen nur schwer zu schaffen ist.

Leben mit Kindern – ökonomisch benachteiligt

Wer sich für ein Leben mit Kindern entscheidet, hat im Vergleich zu kinderlosen Erwachsenen finanzielle Einbußen hinzunehmen. Das Pro-Kopf-Einkommen des Haushalts sinkt, da in der Regel ein Elternteil zeitweise auf Erwerbstätigkeit verzichtet. Gleichzeitig steigen die Kosten für den Lebensunterhalt. Die materielle Situation von Familien mit Kindern ist nicht nur in der Phase der Kindererziehung eingeschränkt – auch mit Blick auf die Altersversorgung, die bisher vorwiegend durch die Erwerbstätigkeit aufgebaut wird, geraten Eltern (d. h. bisher fast ausschließlich Mütter) ins Hintertreffen. Eine Situation, die es nahelegt, sich zu überlegen, wie viele Kinder – wenn überhaupt – man »sich leisten« kann.

Am 7.7.1992 hat das Bundesverfassungsgericht mit seinem »Familienurteil« dem Gesetzgeber den Verfassungsauftrag zu einer umfassenden Strukturreform des Sozialstaats erteilt.

Der dem Urteil zugrunde liegende Musterfall: Frau R., Jahrgang 1920, hat neun Kinder aufgezogen. Diese Kinder sind seit Jahren sozialversicherungspflichtig beschäftigt und zahlten 1992 rund 8.500,— DM pro Monat an Rentenbeiträgen. Die Mutter erhält eine Versichertenrente in Höhe von 346,70 DM monatlich, basierend auf einer vierzehnjährigen Beschäftigung vor der Eheschließung. Hinzu kommen 310,— DM an Baby-Jahr Rente, insgesamt erhält sie mit einigen Anpassungszahlungen rund 700,— DM im Monat.

(J. Borchert: Renten vor dem Absturz? Frankfurt am Main 1993)

Immer mehr Kinder in Deutschland sind arm

Zentrale Bedeutung für die Lebensqualität von Kindern hat die Erwerbssituation der Familien. Insbesondere in Ostdeutschland hat es hier gravierende Einbrüche gegeben. Die Einkommen in den neuen Bundesländern werden grob auf 62 % des Westniveaus geschätzt. Rund ein Fünftel der Angehörigen von Familien mit drei und mehr Kindern fielen in der Bundesrepublik 1988 beziehungsweise in Ostdeutschland Ende 1990 unter die Armutsgrenze. Das Armutrisiko dieser Gruppe hat sich in den neuen Bundesländern weiter erhöht. Vor allem alleinerziehende Frauen leben mit ihren

Kindern von Sozialhilfe. Arbeitslosigkeit und damit einhergehende Verschuldung haben in Ost- und Westdeutschland zunehmend Familien zu armen Familien gemacht. Die wachsende Armut gerade von Kindern ist ein neues Phänomen: Den Armutsberichten einiger Großstädte, der Caritas, des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und des DGB ist zu entnehmen, daß heute in den westlichen Bundesländern jedes achte bis neunte Kind und in den östlichen Bundesländern jedes fünfte Kind in einem einkommensarmen Haushalt lebt. Rund 500.000 Kinder leben in Obdachlosensiedlungen.

Es ist zu fragen, welche Lebensperspektiven Kinder entwickeln können, die mit Sozialhilfe aufwachsen und denen in dieser Situation viele Bereiche gesellschaftlichen Lebens nicht zugänglich sind. Die neue Armut bedeutet eine allgemeine Verringerung der Entwicklungsmöglichkeiten der davon betroffenen Kinder und eine entscheidende Beeinträchtigung ihrer Möglichkeiten und Fähigkeiten, die eigenen individuellen Anlagen zu entfalten und selbstbestimmt ihren Platz in dieser Gesellschaft zu finden.

Krisen in der Familie gefährden Kinder

Neben der allgemeinen Einschränkung sozialer Lebensverhältnisse ist in manchen Familien auch eine Verschlechterung der innerfamiliären Lebenschancen festzustellen: Vernachlässigung und Verwahrlosung, Gewalt und sexueller wie emotionaler Mißbrauch sind die krassesten Symptome. Sie führen bei den betroffenen Mädchen und Jungen zu tiefgreifenden und langwierigen psycho-sozialen Schädigungen, die sich ohne Hilfe und Bearbeitung nicht selten mit ähnlichen Symptomen in der Folgegeneration auswirken. Mit der Abhängigkeit der Familien von gesellschaftlichen Verhältnissen werden diese besonders störanfällig, wenn nicht genügend öffentliche Entlastungs- und Unterstützungsmaßnahmen vorhanden sind. Gerade für Familien in Krisen und für Kinder in solchen Familien kann die Bedeutung von stützenden und die eigenen Kräfte stärkenden Hilfsnetzen nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Das Zusammenleben von Kindern und Erwachsenen ist heute von vielen Widersprüchen gekennzeichnet. Einerseits wurde von

Eltern wohl noch nie so viel materiell und ideell in ihre Kinder investiert wie heute. Andererseits gab es auch noch nie so viele Erwartungen an Kinder. Wenn diese enttäuscht werden, wenn Kinder »Unordnung« in funktionalisierte Erwachsenenwelten bringen und Eltern sich überfordert fühlen, kann im Eltern-Kind-Verhältnis ein Aggressions- und Gewaltpotential entstehen. Es läßt Kinder zu Opfern seelischer und physischer Mißhandlung werden, macht aber manchmal auch Eltern und Erzieher zum Ziel jugendlicher Aggression. Psychische Vernachlässigung geht einher mit roher Gewalt, Überfürsorglichkeit mit »Wohlstandsverwehrlosung« (das heißt, Kinder sind zwar materiell optimal versorgt, aber ihnen fehlen Aufmerksamkeit und Zuwendung). Beide Erscheinungsformen haben ihre Ursache nicht allein in den sie maßgeblich bestimmenden sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, sondern auch in einer tiefgreifenden allgemeinen normativen Verunsicherung im Umgang der Generationen miteinander. Die in Medien gezeigten Konfliktlösungen, gekennzeichnet durch Aggression und Stärke, vergrößern diese Widersprüche.

Wohnung – knappes Gut für Familien

Für jüngere Kinder ist die Wohnung der wichtigste Erfahrungsraum. Er gewinnt heute zusätzlich an Bedeutung, weil das Wohnumfeld den Kindern immer weniger Spiel- und Ausweichmöglichkeiten bietet. Damit sich Kinder entwickeln können, brauchen sie aber Raum für Spiel, Konzentration, Erholung und Rückzug. Darum ist es für sie sehr wichtig, Platz in der Familienwohnung zu haben.

Auf dem angespannten Wohnungsmarkt haben Familien mit Kindern jedoch schlechte Karten. Häufiger als alle anderen Bevölkerungsgruppen leben sie räumlich beengt. Dabei ist die Wohnsituation für Kinder in ländlichen Regionen günstiger als in städtischen. In Ostdeutschland stellt sich die Lage insgesamt verschärft dar. Die Ausstattung der Wohnungen liegt weit unter dem Standard in den alten Bundesländern. Während dort 2 % der Haushalte mit Kindern unter 16 Jahren kein Kinderzimmer aufweisen, sind es in den neuen Bundesländern sogar 18 %. Besonders betroffen

von ungünstigen Wohnbedingungen sind Kinder, die aus anderen Ländern zu uns kommen. Mehr als bedrückend ist die Situation von Kindern, die mit ihren Familien in Notunterkünften leben müssen. Überall bereitet die Diskrepanz von ausweglosem Mangel und den Konsumanreizen einer reichen Gesellschaft den Nährboden für eine »Beschaffungsmentalität« und eine verstärkt materialistische Lebensorientierung.

Wohnumfeld – wenig sicherer Platz für Kinder

Gerade in Stadtteilen mit engen Wohnverhältnissen mangelt es häufig auch an Qualität im Nahbereich: Parkplätze statt Grünflächen, zu wenig Spielplätze und Spielräume, fehlende Freizeitangebote, insbesondere kaum entwicklungsfördernde soziale Erfahrungen in guten Einrichtungen für Kinder. Der Straßenverkehr umgibt Kinder ständig mit lebensbedrohenden Unfallgefahren. Die Zahl der Kinder, die durch Verkehrsunfälle getötet werden oder lebenslang an den Folgen zu leiden haben, ist in Deutschland erschreckend hoch. 1988 verunglückten 42.725 Kinder im Alter unter 15 Jahren im Straßenverkehr, davon 359 tödlich. Insgesamt aber ist alarmierend, welche Einschränkungen unsere heutigen Verkehrsverhältnisse für kindliche Selbständigkeit und Erfahrungsmöglichkeiten bedeuten und wie sehr die Beziehung zwischen Eltern und Kindern angesichts der Gefahren auf der Straße dadurch geprägt wird, daß rigide und einschränkende Vorgaben gemacht werden müssen. In der Fachdiskussion wird auf die zunehmende »Verhäuslichung« von Kindheit, auf die Verdrängung von Kindern aus öffentlichen Räumen, auf die »Verinselung« und »Pädagogisierung« von Kindheit verwiesen. Kinder selbst beklagen verkehrsreiche Straßen, Umweltbelastung in Form von Schadstoffen und Lärm, schimpfende Nachbarn, fehlende Grünflächen und wenig Platz für Spiel und Radfahren.

Kinderkontakte entstehen nicht von selbst

Typisch für Kinder heute ist, daß sie außerhalb der Familie kaum noch am sozialen Leben der Umgebung teilhaben können. Nachbarschaften haben zumeist an Funktion verloren, die Erlebnisqualität des Nahumfeldes hat sich für Kinder reduziert, die Berufswelt ist für sie fremdes Terrain. Die individualisierte Gesellschaft hat Kindern auf der einen Seite viele traditionelle Einbindungen (wie die Geschwistergruppe, die Kinderclique der Nachbarschaft) genommen, sie hat auf der anderen Seite neue Möglichkeiten und Freiräume geschaffen (wie z.B. Kindergärten, Angebote der Kinderkultur). Um die Chancen heutigen Kinderlebens zu nutzen, sind Kinder davon abhängig, ob sie Eltern haben, die ihnen soziale Kontakte erschließen können. Und sie müssen dabei selbst initiativ, kontaktfreudig und flexibel sein. Manche Kinder schaffen das hervorragend, andere tun sich damit schwer.

Kinder sind Mädchen und Jungen

Diese Feststellung ist nur auf den ersten Blick trivial, denn als wirklich relevant werden geschlechterspezifische Unterschiede meist erst mit dem Beginn der Pubertät wahrgenommen. Dabei haben sie von Anfang an eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung für die Entwicklung der Kinder.

Untersuchungsergebnisse zum Freizeitverhalten von Kindern im Grundschulalter zeigen, daß sich Mädchen und Jungen in der Art, wie sie ihre Freizeit verbringen, unterscheiden: Mädchen halten sich weniger im öffentlichen Freiraum (d. h. Straßen, Grünflächen, Parks, Spielplätze) auf als Jungen. Aufgrund der Auskünfte der Kinder bieten sich zwei Erklärungen für das geschlechterspezifische Verhalten der Kinder an: Zum einen müssen Mädchen deutlich mehr in der Familie mithelfen als Jungen, zum anderen wird ihnen der Aufenthalt im Freien viel häufiger verboten als Jungen, weil die Eltern Angst vor sexueller Belästigung haben. Auch die Freizeitaktivitäten weisen eine geschlechterspezifische Differenzierung auf. Während Mädchen sich vorwiegend an musisch-kreativen Angeboten beteiligen, nehmen Jungen am liebsten Sportangebote wahr.

Mädchen erfahren in vielen Lebensbereichen immer noch Benachteiligungen, die sich aus bestimmten Rollenzuweisungen ergeben. Sie werden oft bereits in der Kindheit festgeschrieben. Zusätzlich sind gerade Mädchen von Gewalterfahrungen betroffen. Ihre Benachteiligung bedeutet jedoch nicht automatisch die Bevorzugung von Jungen. Jungen wird in der Erziehung durch herrschende Rollenklischees von Stärke und Unverletzbarkeit oft vieles vorenthalten, was für die Suche nach einer eigenen Geschlechtsidentität und die Bewältigung von Lebensschwierigkeiten wichtig ist. Dominanzverhalten und Gewaltbereitschaft sind dann häufig Ausdrucksformen von tiefer liegenden Gefühlen der Unsicherheit und Hilflosigkeit (s. Diskussionspapier des Diakonischen Werkes der EKD von 1994 »Jugend- und familienpolitische Positionen zur Stärkung der Rechte von Kindern«).

Einrichtungen und soziale Netze – wichtig für Kinder und Familien

Weil das Wohnumfeld vieler Kinder eingeschränkt ist und sich Kindergruppen oft nicht mehr von selber bilden können, ist eine soziale Infrastruktur notwendig, die die Verdrängung der Kinder aus öffentlichen Räumen kompensiert.

In vielen Wohngebieten ist ein Netz sozialer Beziehungen und öffentlicher Angebote entstanden, das Kindern und Familien neue Einbindungen schaffen kann. Hilfe durch Verwandte und Nachbarn, Elterninitiativen, Mütterzentren – dies alles sind Unterstützungssysteme für Familien, die sich die Familien teils selbst schaffen, die ihnen aber auch von öffentlichen Einrichtungen (Familienbildung, Kindertagesstätten) angeboten werden. Die informellen Unterstützungsnetze sind jedoch gerade in belasteten Wohngebieten seltener vorhanden. Auch in den neuen Bundesländern sind diese Formen gegenseitiger Hilfe außerhalb institutioneller Betreuungsangebote noch wenig entwickelt, nicht zuletzt weil Staat und Gesellschaft in der DDR jahrzehntelang ihre eigenen ideologischen Ansprüche und Interessen bei der Erziehung der Kinder vertraten.

Die Palette der erforderlichen öffentlichen Angebote für Kinder reicht von offenen und sporadischen Angeboten (wie z.B. si-

chere Spielumgebungen, naturbelassene Grünflächen, Kindertreffs, Kulturwerkstätten, Vereine und vieles andere mehr) über regelmäßige und verlässliche Bildungs- und Betreuungsangebote (Kindertageseinrichtungen) bis hin zu unterstützenden Angeboten für risikobelastete und gefährdete Kinder (Kinderschutzzentren, Erziehungshilfen). Der Ausbau einer bedarfsgerechten sozialen Infrastruktur für Kinder steckt in der gegenwärtigen öffentlichen Finanzsituation in der Krise.

Öffentlich diskutiert wird der Mangel am Beispiel der Kindertageseinrichtungen, die heute fast alle Familien wünschen und einfordern, weil sie dieses Erfahrungsfeld für die Entwicklung des Kindes für unverzichtbar halten: Kindertageseinrichtungen haben bei den heutigen Lebensbedingungen der Familien und bei den Veränderungen im Wohnumfeld eine bedeutende Sozialisationsfunktion. Sie helfen Kindern, in der Gemeinschaft zu leben und Konflikte zu bewältigen. Die vorhandenen Angebote entsprechen jedoch bei weitem nicht dem Bedarf. Für Kinder unter drei Jahren besteht nur in wenigen Ballungsräumen ein – zudem äußerst knappes – Angebot. In den meisten Regionen sind die Eltern, die danach fragen, fast ausschließlich darauf verwiesen, private Lösungen zu finden. Im Kindergartenbereich ist die Situation zwar deutlich besser, doch auch hier fehlen noch viele Plätze. Nach einer neueren Jugendamtsbefragung in den alten Bundesländern kann nur jedes zehnte Kind einen Kindergarten ganztags besuchen, jedes vierte Kind findet überhaupt keinen Platz. Die öffentliche Diskussion um den Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz hat dieses Anliegen zu einem politisch brisanten Thema gemacht, das noch dadurch an Schärfe gewinnt, daß der dringend notwendige Ausbau mit Finanzierungsgpässen in Kommunen und Ländern zusammentrifft. Es fehlen auch Angebote zur Nachmittagsbetreuung von Schulkindern: Ganztagschulen sind rar, Horte gibt es nur für sehr wenige Kinder – eine Situation, die angesichts der Lebensbedingungen vieler Schulkinder unverantwortlich ist.

In Ostdeutschland ist bisher noch eine wesentlich günstigere Versorgungssituation für Kinder aller Altersstufen vorhanden – hier werden im Blick auf den Geburtenrückgang und veränderte Lebensformen der Familien sogar Einrichtungen geschlossen. Al-

lerdings werden die Eltern verunsichert: durch mangelnde Standortsicherheiten für Kindereinrichtungen wegen ungeklärter Eigentumsverhältnisse, geplante Einschränkungen der Öffnungszeiten, ständige Wechsel der Erzieherinnen aufgrund vermehrter Entlassungen sowie erheblich angestiegene Elternbeiträge. Inwieweit in West und Ost sich Kindertageseinrichtungen in der Qualität so weiterentwickeln können, daß sie fördernde Erfahrungsorte für Kinder und bedarfsgerecht unterstützende und nachbarschaftsstiftende Angebote für Familien sein können, wird von der Durchsetzbarkeit kinderpolitischer Anliegen in Zeiten knapper öffentlicher Kassen abhängen.

Kinder haben ein Recht auf Bildung

Das »Recht auf Bildung« ist eines der grundlegenden Rechte jedes Menschen und eine der Voraussetzungen, um seine Persönlichkeit zu entwickeln und zu entfalten. Wenn allerdings gesellschaftliche Zweckbestimmungen überwiegen, kommt das individuelle Recht des Kindes zu kurz. Diese Gefahr droht im Bildungssystem bereits dann, wenn die Heranwachsenden nur in ihrer Rolle als Schüler und Schülerinnen gesehen werden und nicht auch als Kinder und Jugendliche, als ganze Menschen, für die Schulzeit Lebenszeit ist.

Lernen ist eine der elementaren Lebensäußerungen des Kindes. Laufen lernen, das Erlernen der Sprache und die Ausbildung des Denkens geschehen aus ureigenstem Antrieb und sind das Ergebnis unablässigen Bemühens. Die neugierige, aktive Eroberung der Lebensumwelt durch das Kind erweist sich als die eigentliche Triebkraft: Das Kind ist Akteur seiner Entwicklung. Es darf nicht dazu kommen, daß dies scheinbar nur »spielerische« Dasein zu früh vom sogenannten »Ernst des Lebens« verdrängt und daß Lernen bereits in der Grundschule zur Last wird. Wenn Eltern im Interesse eines vermeintlichen oder tatsächlichen gesellschaftlichen Anspruchs fordern, daß ihre Kinder »etwas Richtiges lernen« sollen, und mangelndem Lernwillen durch Druck und Disziplinarmaßnahmen begegnen, werden aus aktiven und motivierten »Selbstlernern« schnell lustlose und mißmutige »Schullerner«. Eltern und Lehrende stehen freilich gleichermaßen in dem allge-

meinen gesellschaftlich bedingten Dilemma, daß Berufslaufbahnen und Schulabschlüsse miteinander verkoppelt sind.

Für ein christliches Menschenverständnis ist konstitutiv, daß Gott sich in Jesus Christus des Menschen angenommen hat und daß darum jeder Mensch vor Gott wert geachtet ist, ungeachtet seiner Begabung und Leistung. Leistung darf darum nicht die wichtigste Leitidee für gesellschaftliches und schon gar nicht für pädagogisches Handeln sein, Leistungsbeurteilung nicht das beherrschende Kriterium zur Einschätzung der Schülerinnen und Schüler. Jeder Leistungsanforderung hat daher die Annahme des Kindes als Person vorauszugehen. Das bedeutet, daß die Erziehungs- und Unterrichtsarbeit von einem pädagogischen Leistungsbegriff bestimmt werden soll, der jede Leistung von erfolgter Förderung abhängig macht. Mangelhafte Leistungen sind immer auch darauf zu prüfen, wieweit sie auf mangelnde gründliche, individuell differenzierende Förderung zurückzuführen sind. Das Verhältnis von Auslese und individueller Förderung, Wettbewerb und Solidarität, Freigeben und Unterstützen, Behüten und Gegenwirken, gesellschaftlichem Anspruch und pädagogischem Freiraum ist vom pädagogischen Generalkriterium her zu bestimmen, dem »Wohl des Kindes« (vgl. EKD-Text 34 »Bildungs- und Schulpolitik aus christlicher Sicht«). Dabei sind die entwicklungsbedingten Phasen jeder Erziehung und Bildung zu beachten. In der Grundschule muß die Wahrung des Kindseins im Vordergrund stehen. Auf allen Schulstufen ist Schule nicht nur auf Wissensvermittlung auszurichten, sondern als *Lebensraum* auszugestalten, der der Entwicklung der Person im ganzen zugute kommt.

Neben den individuellen nimmt die Schule stets auch wichtige gesellschaftliche Bildungsaufgaben wahr. Sie hat zum einen mit prägenden Kräften und Traditionen der eigenen Kultur und Geschichte vertraut zu machen – eine Aufgabe, die in den Schulen der neuen Bundesländer besonders bedeutsam geworden ist. Sie hat zum anderen das Zusammenleben von Menschen anderer Länder, Kulturen und Religionen zu fördern. Schon von der Grundschule an können erste Schritte getan werden, damit Kinder unterschiedlicher Herkunft einander in Offenheit und Aufgeschlossenheit begegnen und lernen, mit dem umzugehen, was in ihrer Lebenswelt fremd erscheint. Nicht zuletzt fordern die Gefährdungen einer Ri-

sikogesellschaft und die Mitverantwortung für die weltweite Bewahrung des Lebens in Frieden und Gerechtigkeit die Schule heraus (s. EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht »Identität und Verständigung« 1994).

Kinder leben unter dem Einfluß von Medien

Die Nutzung neuer Medien und Technologien (Fernseher, Kassetten, Video, Computer etc.) gehört zu den Aktivitäten, die für nahezu alle Kinder zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Medien, insbesondere das Fernsehen, werden in der Öffentlichkeit bevorzugt als Aspekt veränderten Kinderlebens genannt. Zahlreiche Untersuchungen beschäftigen sich mit dem Einfluß des Fernsehens, mit der Sehdauer von Kindern, mit möglichen schädlichen Wirkungen. Dabei ist einerseits festzustellen, daß angesichts veränderter Umfeldbedingungen bei einer extensiven Mediennutzung Erfahrungen »aus erster Hand« abnehmen und Einlagerungen von Bildern natürliche Sinneserfahrungen verdrängen können. Die Wahrnehmung der natürlichen Lebensvorgänge und die Entwicklung des Gespürs, in sie eingebettet zu sein, die der schöpferischen Ausbildung der eigenen Fähigkeiten und Kräfte dient, geht zunehmend verloren. Kinder wachsen in eine künstliche Welt hinein, in der alles machbar scheint und die stark auf Konsum ausgerichtet ist. Die Werbung hat schon lange das Kind in seiner Bedeutung für den Markt entdeckt. Über die Medien werden an die Kinder oft problematische Welt- und Menschenbilder herangetragen und bestimmte Konfliktlösungsstrategien einseitig verstärkt. Andererseits zeigen Untersuchungen, daß es sehr von der familiären Situation und Einbindung in Kinderfreundschaftsnetze abhängt, welchen Bedeutungsrang die Medien für das einzelne Kind einnehmen. Es sind oft gerade die »Vielseher«, die sich selbst überlassen sind und denen Gespräche und distanzierende Auseinandersetzungen mit Erwachsenen fehlen. Für Kinder, die in Umwelt und Freizeit die Möglichkeit haben, unterschiedliche Interessen zu entwickeln und vielfältig aktiv zu sein, ist der Medienkonsum eine von mehreren Beschäftigungen, die durchaus bildend und bereichernd wirken kann. Diese entdramatisierende Sichtweise ist wichtig. Die hemmungslosen Entwicklungen im Medienmarkt müssen jedoch

aus Kinderschutzgründen deutlich begrenzt und kontrolliert werden, denn gerade für Kinder, die ohnehin ängstlich und aggressiv oder in anderer Hinsicht mehrfach benachteiligt und belastet sind, haben die Medien eine zentrale Bedeutung und nicht nur in Einzelfällen Wirkungen, die die Entwicklung beeinträchtigen.

Immer weniger Kindern sind religiöse Erfahrungen zugänglich

Der Lebensraum von Kindern ist nicht nur darin bedroht, daß ihre erste Lebenswelt, die Familie, aus den genannten Gründen gefährdet und die soziale Umweltzerstörung vorangeschritten ist. Kinder wachsen zunehmend in einer Welt auf, die an Schnelligkeit und Mobilität, an Machbarkeit und technischer Bewältigung, an Konsum und Genuß mehr interessiert zu sein scheint als an existentiellen Fragen und entwicklungsfördernden Lebenszusammenhängen. Soziologische Analysen der westeuropäischen Situation sprechen von einer »spirituellen Leere«: Mangel an elementarer Empfänglichkeit, an Empfindsamkeit sowie an Erfahrungs- und Beziehungsfähigkeit überhaupt. Die Schnelligkeit des gesellschaftlichen Oberflächenwandels erschwert die schrittweise und sich selbst vergewissernde selbständige Aneignung der rasch wechselnden Umgebungen oder macht sie sogar unmöglich. Was heute so ist, kann morgen schon anders sein, zumindest potentiell. »Wir tauchen die Kinder von früh an so in diese Umgebung ein, daß sie von den herrschenden oberflächlichen Überzeugungen ganz durchtränkt werden, denen zufolge fast alles relativierbar und im Fluß ist« (K.E. Nipkow). Wie sollen Kinder in einer solchen Umgebung, die zudem meist noch ausgesprochen unruhig und lärmig ist, Ehrfurcht erfahren und Staunen lernen? Wie sollen sie mit Stille etwas anfangen können und es schätzen, zu innerer Ruhe und Konzentration zu finden? Vor aller religiösen oder moralischen Erziehung sind erst einmal – in Bildern gesprochen – die Gefäße zu bilden, die Antennen auszurichten, um scheinbar weltfremde, aber doch entwicklungsnotwendige Signale und Zeichen zu empfangen. Gleichzeitig ist es wichtig, daß Erwachsene die besonderen Formen religiöser Empfindungen und Glaubensäußerungen bei Kindern wahrnehmen und – wenn gewünscht – als Dialogpartner bereit sind,

die Fragen der Kinder aufzunehmen sowie im Gespräch und Gebet gemeinsam nach tragfähigen Antworten zu suchen. Hier sind Erwachsene als Gebende und Nehmende gefordert. Wo dies nicht geschieht, müssen wir uns nicht wundern, wenn das Fragen nach Gott abstirbt und es nicht nur zum kirchlichen, sondern auch zum religiösen Traditionsabbruch kommt. Sinnverlust und religiösem Analphabetentum kann man nicht mit mehr Sinnangeboten, Wertsetzungen oder religiöser Erziehung begegnen, schon gar nicht, solange die Wahrnehmungsinstrumente fehlen. Bildung bedarf der vorherigen Entfaltung der Einbildungskraft. »Wenn Kinder nicht wenigstens Spuren von Glück und Lust, von Wahrhaftigkeit und Vertrauen, aber auch – in bewältigbarer Weise – Schmerz und Angst erfahren, wie soll ihnen die Sehnsucht nach dem wachsen, was unser Glaube ihnen verheißt?« (L. Krappmann). Wie sollen sie, wenn das Gespräch in Familie, Freundeskreis und Schule über Erfahrungen mit Religion und Glaube verstummt, überhaupt ihre Sprachformen des Glaubens finden? Wie sonst sollen sie ihren Verstehenshorizont erweitern, um – wenn auch wie in einem Spiegel – zu erkennen und zu artikulieren, was über das hinausgeht, »was vor Augen ist«? Ohne solche Sprach- und Interpretationsversuche wird es aber schwer, Zukunftsperspektiven und Hoffnung – wider alle Hoffnung – zu entwickeln.

Ich träume, ich fürchte, ich hoffe

Ich träume, daß die Zukunft so wird: Keine Abgase und keine Motoren soll es geben. Keine Motorräder und Mofas und Mopeds. Statt dessen vielleicht Trippelautos, Kutschen und Fahrräder. Der Wald soll auch nicht dreckig werden. Arme Leute gibt es in Zukunft nicht mehr. In der Zukunft soll auch nichts vergiftet werden. Anstatt Hochhäusern gibt es kleine Hütten mit Gärten. Es soll auch keine Diebe geben. Ich möchte, daß es auch keinen Krieg gibt.

Ich habe wenig Hoffnung, daß die Zukunft so wird, wie sie sein soll. Ich fürchte, die Zukunft wird so: Noch doppelt so viele Motoren, Fabriken, Abgase, Hochhäuser, Dreck, arme Leute, hungernde Menschen, geldgierige Leute und Diebe.

Ich hoffe, es werden nicht mehr Autos und so weiter hergestellt ...
(Helga Gebhardt [9], Heidelberg)

Kinder leben im Bewußtsein von Umweltproblemen und Zukunftsangst

Mein Aufsatz zum Thema: »Meine Zukunft«

Meine Zukunft

Ich gehe durch die Straßen, überall sind abgestorbene Pflanzen. Die Flüsse, Seen und Meere enthalten kein Lebewesen mehr. Alles voller Gifte. An jeder Mauerecke liegen Müllberge. Die meisten Tierarten gibt es nicht mehr, ausgerottet. Die Wälder abgeholzt. Warum hat niemand das verhindert? Plastik, wo man hinguckt, Plastik und Müllberge.
(Fabian Bernecker [10], Helmstedt)

Kinder sind in besonderem Maße von Umweltproblemen betroffen. Zwar hat sich durch ein erhöhtes Niveau im Gesundheitswesen und in der Vorsorge ihr Gesundheitszustand in den vergangenen zwei Jahrzehnten insgesamt verbessert, jedoch nehmen allergische Erkrankungen mit Hautausschlägen, Heuschnupfen und Asthma zu, ebenso vermehren sich psychosomatische Störungen. Schadstoffhaltige Nahrung und Umgebung sowie Leistungsdruck, Hektik und Streß in Familie und Schule werden als Ursachen vermutet. Umweltprobleme belasten Kinder aber nicht nur dadurch, daß eine vergiftete Umwelt sie krank macht, sie wirken sich auch in der Lebenssicht und Zukunftsperspektive der Kinder selbst aus. Kinder wachsen heute im Bewußtsein ständig möglicher oder schon eingetretener Katastrophen auf. Über den Bereich der Umweltzerstörung hinaus empfinden gerade Kinder Kriege in der Ferne oder in der Nähe und das Elend dieser Welt als Bedrohung. Das stellt Erwachsene vor die besondere Verantwortung, daß Kinder nicht von vornherein Zuversicht und Hoffnung verlieren (vgl. 1.3). Es geht um den »Oikos« des Ganzen, »das Bedenken einer Ökologie der Lebens- und Erfahrungswelt der Kinder« (A. Flitner).

1.2 Kinder im Umbau der Arbeitsgesellschaft

Die beschriebene Lage der Kinder resultiert aus einem vielschichtigen Bedingungsgefüge. Eine sehr wichtige Rolle spielt dabei die Berufs- und Arbeitswelt. Kinder sind von den Entwicklungen der Arbeitsgesellschaft direkt und indirekt betroffen. Das zeigt zum Beispiel die Entwicklung in Ostdeutschland. Der gesellschaftliche Umbruch hat dazu geführt, daß deutlich weniger Eheschließungen und Geburten zu verzeichnen sind. Die Unsicherheit des Arbeitsplatzes, die Einschränkung im Bereich sozialer Leistungen und die Sicherung der Berufstätigkeit durch verstärkte Flexibilität und Mobilität beeinflussen dort vor allem Lebenskonzepte von jungen Frauen. Beratungsstellen berichten von Fällen, wo sich Frauen, um einen Arbeitsplatzverlust abzuwenden, sterilisieren lassen. *Zwischen Kinderwelt und Arbeitswelt bestehen also Zusammenhänge*, die im folgenden genauer analysiert und hinterfragt werden:

Die Arbeitsgesellschaft befindet sich in einer Krise

Arbeit ist eine Schlüsselkategorie für die Interpretation des Verhältnisses des einzelnen zum gesellschaftlichen Ganzen. Sie dient sowohl der individuellen und kollektiven Existenzsicherung als auch der Selbstverwirklichung des Individuums. Arbeit ist für Männer wie Frauen nach wie vor eine der wichtigsten Formen der Teilnahme am gesamtgesellschaftlichen Geschehen. Das betrifft sowohl die bezahlte Arbeit, also die meist durch Berufstätigkeit geprägte Erwerbsarbeit, als auch die unbezahlte Arbeit, also zum Beispiel die im privaten Haushalt, bei der Erziehung der eigenen Kinder, der Pflege der alten Eltern, in selbstverwalteten Organisationen oder als ehrenamtliche Tätigkeit geleistete Eigenarbeit.

Die Krise der Arbeitsgesellschaft ist offenkundig. Die Arbeitslosigkeit, ihr sichtbares Kennzeichen, hat neue Höhepunkte erreicht. Der Gesellschaft geht allerdings nicht etwa die Arbeit aus – im Gegenteil: dringend notwendige Arbeit gibt es mehr als genug! – sondern die bezahlte Erwerbsarbeit. Eine schrittweise Umverteilung der vorhandenen Erwerbsarbeit und eine Aufwertung (und soziale Absicherung) der Eigenarbeit ist aber kaum in Sicht.

Erwerbsarbeit und Beruf sind im Industriezeitalter ins Zentrum der Lebensführung gerückt. Erwachsen ist, wer ausgelernt hat, wer Beruf und Arbeit hat. Selbständig ist, wer sich durch Beruf und Arbeit ernähren kann. Das Erwachsensein ist durch und durch von Arbeit gekennzeichnet, während der Arbeitszeit wie in der Zeit davor und danach. Mittlerweile verfügt aber nur noch ein Drittel der Erwerbsbevölkerung über feste und langfristig gesicherte Arbeitsverhältnisse. Das zweite Drittel befindet sich in wechselnden oder instabilen Arbeitsverhältnissen und kennt die Sorgen vor Arbeitsplatzverlust beziehungsweise hat schon Erfahrungen mit vorübergehender Arbeitslosigkeit. Nicht wenige Menschen brauchen mehrere Arbeitsverhältnisse gleichzeitig, um einen minimalen Unterhalt zu sichern. Für das letzte Drittel kehrt sich das Verhältnis um: Arbeitslosigkeit wird nur manchmal vorübergehend durch Erwerbsarbeit unterbrochen. Was bedeutet dieser grundlegende Wandel der Arbeitsverhältnisse für die Kinder?

Kinder erleben Erwerbsarbeit zunehmend distanziert

Nicht erst der Arbeitsplatzverlust, sondern bereits instabile Erwerbsarbeitsverhältnisse wirken sich auf die Familien aus. So führen Rationalisierungsmaßnahmen nur für einen kleinen Teil der Beschäftigten zu komplexeren, verantwortlicheren, gestaltungsfähigeren Arbeitsaufgaben und dadurch zu mehr Zufriedenheit. Die meisten erfahren Rationalisierung subjektiv im wesentlichen als Zunahme von Streß und Hektik, von Konkurrenz und Nervenbelastung und oftmals auch als Verschärfung des Arbeitsplatzrisikos. Viele Arbeitsvollzüge werden dadurch noch abstrakter und spezialisierter. Es kommt zu einem *Verlust von Identifikationsmöglichkeiten* in der Erwerbsarbeit. Möglicherweise in einem noch dramatischeren Ausmaß, als das bis vor einem Jahrzehnt für möglich gehalten wurde, ist die subjektive Bedeutung von Arbeit als vorrangigem und selbstverständlichem Bereich der Selbstverwirklichung, als Sphäre, die Identität stiftet und Glück oder zumindest Zufriedenheit verheißt, geschwunden. Dazu trägt auch die allgemeine Mobilitätserwartung bei. Wo früher »die Arbeit zum Menschen« kam, werden heute Standortentscheidungen nach anderen Gesichtspunkten gefällt. Im Gefolge wird die Distanz zwischen Erwerbsarbeit und Zuhause im-

mer größer: die arbeitsbedingte Abwesenheit wächst, Wege zum Arbeitsplatz werden länger, Umzüge häufen sich.

So wird Erwerbsarbeit für Kinder immer unanschaulicher, nicht selten empfinden sie sie sogar – etwa wenn ein plötzlicher Umzug ansteht – als bedrohlich. Arbeitsplatzerkundungen vom Kindergarten und von der Schule aus sowie Betriebspraktika können den allgemeinen Erfahrungsverlust nur unzulänglich kompensieren. Das führt dazu, daß Jüngere zunehmend den persönlichen Wert von Arbeit geringer veranschlagen und sich Erwerbsarbeit für ihre Zukunft nur schwer als eine Perspektive vorstellen können, die Identität ermöglicht. Es darf also nicht verwundern, wenn sie Erfüllung jetzt und später lieber im Konsum und in Freizeitbeschäftigungen suchen.

Kinder zwischen Erwerbs- und Familienarbeit

Kinder bekommen selbstverständlich auch mit, wie schwer es ist, Erwerbsarbeit oder gar berufliche Karriere mit Familie in Einklang zu bringen. Sie erleben die konkreten Konflikte zwischen den Erfordernissen der Arbeitswelt und den Möglichkeiten eines Familienlebens oft hautnah als Zeitmangel der Erwachsenen. Sie hören, wenn Erwachsene darüber klagen, keine Zeit mehr für die Pflege von Freundschaftsbeziehungen zu haben. Sie sehen, wie die Erwerbsarbeit Erwachsene bei voller Beschäftigung beansprucht. Sie spüren die vielleicht nur unterschwellige Nervosität der Erwachsenen. War früher Muße das Gegenstück zur Arbeit, so ist es heute die Ruhe. Kinder erfahren es häufiger als früher, daß die Erwachsenen ihre Ruhe haben wollen und brauchen. Mit zunehmender Einsichtsfähigkeit verstehen sie, daß Arbeit und Beruf der berufstätigen Erwachsenen sowie die vielfältigen Freizeitangebote, die in ihrer Struktur eher an Arbeit erinnern als zu Muße führen, die unmittelbaren und mächtigen Konkurrenten der Kinder sind, wenn es um die Zeit der Erwachsenen geht. Umgekehrt wird angesichts der Schwierigkeiten, Familie und Arbeit zu vereinbaren, aber auch verständlich, wenn vor allem Frauen – vor die Wahl gestellt, beruflich Karriere zu machen und einen gesicherten Voll-erwerbsarbeitsplatz zu ergattern oder eine Familie zu gründen – auf letzteres erst einmal oder gar völlig verzichten.

Wie Kinder von den Folgen der Arbeitslosigkeit betroffen sind

Wiederum ganz anders stellt sich die Lage der Kinder in den Familien dar, die von Dauerarbeitslosigkeit betroffen sind. Sie ist in unserer Gesellschaft, in der sich Menschen vorwiegend über ihren Beruf definieren, ein fast unerträglicher Zustand. Mit verheerenden psycho-sozialen Folgen entwertet er die Betroffenen und ihre Familien – Männer, Frauen und Kinder in je unterschiedlicher Weise.

Erwerbsarbeitslosigkeit führt zu einem Absinken des Einkommens und oft, insbesondere wenn es den Alleinverdiener in der Familie getroffen hat, zur Verarmung der Familie (vgl. 1.1). Damit einher gehen gesundheitliche Mängel, unter anderem psychosomatische Erkrankungen. Kinder aus Familien, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind und an oder unter der Armutsgrenze leben, sind öfter krank. Familien Arbeitsloser reduzieren in der Regel ihre sozialen Kontakte in der Nachbarschaft und im Freundeskreis, ihre Bekanntschaftsnetze zerbrechen.

Die materiellen und sozialen Auswirkungen münden bisweilen in einen arbeitslosigkeitsbedingten Wohnungs- beziehungsweise Wohnortwechsel, da der bisherige Standard nicht mehr gehalten werden kann. Eine kleinere Wohnung wird zugewiesen. Verbunden mit der dann meist häufigeren Anwesenheit des Verdieners in der Familie auch zu Tageszeiten, in denen er oder sie sonst »auf Arbeit« war, kommt es zu Reibungen und Spannungen. Latente Konflikte brechen auf. Insbesondere die Kinder leiden unter allen diesen Folgen bis hin zur eigenen Perspektivlosigkeit. Arbeitslosigkeit ist »vererblich«. Gleichwohl trifft sie Angehörige aller Schichten und Milieus.

»Ja, man wundert sich, warum die Kinder so verändert sind, aber das hat Ursachen. Und die Ursachen sind eben, vor dem Kind wird nichts verheimlicht. Aber ein Kind verarbeitet das nicht: Streit, Geldsorgen. Wenn das ständig so ist, ist es für ein Kind unerträglich. Das kann man heute noch nicht abschätzen, was aus diesen Kindern wird.«
(Ein Arbeitsloser, Armutsbericht des DGB 1994)

Kinder werden durch unberechenbare Arbeitslebensläufe verunsichert

Neben den wachsenden Schwierigkeiten, volle Erwerbstätigkeit mit einem befriedigenden Familienleben zu vereinbaren, und der zunehmenden Unsicherheit der Arbeitsplätze tritt ein weiteres Phänomen auf, das auch Kindern und Jugendlichen Probleme bereitet: die Entberuflichung (vom Beruf zum Job) und Entstandardisierung (Flexibilisierung) von Erwerbsarbeit. Die Situation in einem berufsorientierten Bildungssystem ist angesichts der veränderten Muster des Erwerbsarbeitslebens für die Lernenden so widersprüchlich geworden, daß davon gesprochen wird, nachwachsende Generationen erhielten einen »Grundkurs in Irrationalität« (U. Beck).

Kinder und Jugendliche machen frühzeitig die Erfahrung, daß eine gute Vorbereitung auf das Leben in Familie und Schule keineswegs stabile Lebensperspektiven ermöglicht. Zwar schützt eine möglichst gute Bildung und Erziehung mit möglichst hohen Schulabschlüssen und einer attraktiven Berufsausbildung am ehesten vor späterer Arbeitslosigkeit. Aber nicht selten nützen selbst höchst differenzierte und spezialisierte Kenntnisse und Fähigkeiten, verbunden mit einschlägiger Berufserfahrung, wenig. Permanentes Lernen und lebenslange Bildung werden immer wichtiger, doch garantieren sie nicht mehr auch nur den minimalen Erfolg einer festen beruflichen Arbeit.

Diese Situation kann Kinder nachhaltig verunsichern. Einerseits erfahren sie täglich, daß man »ohne Arbeit« nichts gilt. Andererseits erleben sie sich selbst als solche, die eigentlich nicht gebraucht werden, für die es keine wirklich notwendigen Aufgaben gibt und die nicht wissen, ob sie jemals wirkliche und nützliche Arbeit finden werden. Eine neuere Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, die Gedanken, die sich Kinder um ihren zukünftigen Beruf machen, seien von der Furcht um einen möglichen Arbeitsplatzverlust geprägt. »Gute« Arbeitsplätze seien für diese Kinder vor allem sichere Arbeitsplätze. Schon Zehnjährige wünschten sich berufliche Sicherheit.

Kinder entwickeln in dieser Lage offensichtlich ein anderes Arbeits- und Leistungsverständnis und verhalten sich entsprechend. Arbeit macht für sie nicht mehr das Leben aus. Frühzeitig von

existenzieller Unsicherheit beziehungsweise Perspektivlosigkeit bedroht, suchen sie sich andere Felder, in denen sie Identität gewinnen können (s.o.), sofern sie eine haltende Umgebung haben. Auf diese sind sie um so mehr angewiesen, je mehr die gesellschaftlichen Perspektiven verschwimmen. Diese haltende Umgebung ist nur im Nahbereich der Familie, des Freundeskreises und der sozialen Netze zu gewinnen und zu gestalten.

Protestantisches Arbeitsverständnis verstehen und hinterfragen

Unser Arbeitsverständnis ist geprägt von Christentum und Reformation. Nach evangelischer Lehre gehören Arbeit und Bildung zum »Beruf« des Menschen. Die Berufsethik Luthers sagt, daß jeder Mann in seinem weltlichen Tun von Gott berufen sei und daß der Sinn seiner beruflichen Leistungen darin bestehe, seinem Nächsten zu dienen. Dieses Motiv der Nächstenliebe durch Arbeitsleistung war allerdings nur solange einsehbar, als das Arbeitsergebnis direkt auf den Mitmenschen zu beziehen war. Mit fortschreitender Arbeitsteilung änderte sich das. Durch die aufkommende Technik und Wissenschaft erhielt die persönliche Leistung eine vorher nicht gekannte Wertung. Im Begriff der Leistung verband sich das Arbeits- und Berufsethos des Protestantismus (s. EKD-Denkschrift »Leistung und Wettbewerb« 1978). Demgegenüber fielen Aufgaben und Leistungen der Familientätigkeit zurück. Zwar erfuhr diese durch die reformatorische Neuorientierung eine vorher so nicht gekannte Achtung und Anerkennung, blieb aber in der Folgezeit ein unentgeltlicher und selbstverständlicher Dienst im Bereich der Nächstenliebe, der vor allen Dingen der Frau zufiel. Hausfrauenverbände bemühen sich noch heute vergeblich, der Familientätigkeit – und damit der Gestaltung eines nicht unbedeutenden Teils kindlicher Umwelten – die uneingeschränkte gesellschaftliche Anerkennung der Berufstätigkeit zu erkämpfen.

Die Christen sind also aufgefordert, selbstkritisch die eigenen Traditionen und Lebensformen zu durchmustern, wenn sie heute die volkswirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Dominanz von Erwerbsarbeit hinterfragen und ein weniger funktional ausgerichtetes Berufsverständnis oder verlängerte Kinderbetreuungs-

zeiten sowie intensivere Formen gemeinschaftlichen Lebens von Kindern und Erwachsenen fordern. Durch den schrittweisen Prozeß der Freisetzung von der lebensbestimmenden Macht der Arbeit wird zunächst die Kirche und ihre Bildungsarbeit selbst genötigt, die reformatorische Grundwahrheit neu zu bedenken und neu zu verstehen: daß der Mensch vor aller Arbeit und unabhängig von aller Leistung die entscheidende Erfüllung seines Lebens in der Liebe und Barmherzigkeit seines Schöpfers erfährt. Ökonomischer Nutzen ist nicht der höchste Maßstab für das Leben.

Zum Schutz des Lebens ist es unerlässlich, Nutzungsbegrenzung zu üben und die natürlichen Zeitrhythmen einzuhalten. Auch der Arbeitsprozeß ist menschenverträglich nur dann, wenn Zeiten der Ruhe vermehrt werden. Die Freizeitwelt darf nicht von Prinzipien der Leistung und des Tempos beherrscht werden, die aus der Arbeitswelt kommen. Die im christlichen Lebensangebot begründete Kultur des Sonntags hat einen tiefen humanen Sinn.

(EKD-Text 37: Evangelisches Bildungsverständnis in einer sich wandelnden Arbeitsgesellschaft)

Perspektiven entwickeln

Unsere Zeit ist gekennzeichnet durch ungleich verteilten Arbeitsmangel. Das in einer Gesellschaft vorhandene Volumen an Erwerbsarbeit geht tendenziell dauerhaft zurück. Es fehlt – wie beschrieben – immer öfter an Arbeit und Arbeitsplätzen. Statt nun diesen allgemeinen Mangel ungleich auf Arbeitsplatzbesitzer und Erwerbsarbeitslose zu verteilen und letztere mit den ökonomischen, sozialen und kulturellen Folgen weitgehend allein zu lassen – samt allen negativen Auswirkungen für die Familien und vor allem die Mädchen und Jungen – bieten sich *andere Formen der gesellschaftlichen Integration von Nichterwerbsarbeit* an.

Im Interesse der jetzt und in Zukunft lebenden Kinder ist hier eine illusionslose Debatte anzustrengen. Um ihnen eine stabilere Perspektive zu bieten und damit einen Beitrag der Erwachsenen zu einer positiven Entwicklung des Generationenverhältnisses zu leisten, ist dabei ein Grundkonsens quer zu allen politischen Lagern zu suchen. Wie er auch im einzelnen aussehen mag, er sollte der Familien-, Eigen-, Haus- und Pflegearbeit, dem ehrenamtli-

chen sozialen Engagement, der Arbeit in Initiativgruppen zum Schutz der Umwelt, zur Flüchtlingsbetreuung oder in Dritte-Welt-Gruppen – eben den Bereichen, von deren Entwicklung gerade für Kinder viel abhängt – den gesellschaftlichen Wert beimessen, den diese Arbeitsformen für Kinder haben.

Dazu gehört, die *Erwerbsarbeit zwischen Jungen und Alten anders zu verteilen*. Die jetzigen Regelungen bevorzugen eindeutig die etablierten Arbeitsplatzbesitzer. Es ist im Interesse von Kindern nicht einzusehen, warum junge Menschen, die in oder vor der Familiengründungsphase stehen, verstärkten Arbeitsmarktrisiken ausgesetzt sind, so daß sie entweder ohne Erwerbsarbeit mit Arbeitssuche »vollbeschäftigt« sind beziehungsweise in noch nicht gesicherten Arbeitsverhältnissen »voll und ganz in der Arbeit aufgehen« müssen, um die Chance auf ihren Arbeitsplatz zu behalten.

Ebenso ist eine *andere Verteilung der verschiedenen Arbeitsformen auf Männer und Frauen vorzunehmen*. Der »neue Mann« ist weitgehend die Ausnahme geblieben. Männer dürfen aber nicht länger durch Arbeitsstruktur und Arbeitskultur von Familienarbeit abgehalten werden und typische Karrieremuster als Rechtfertigung benutzen können. Mehr Teilzeitarbeitsplätze sind generell notwendig, vor allem auch für Männer und Väter. Erst in Verbindung mit einer Änderung der geschlechterspezifischen Arbeitsverteilung werden Verbesserungen des Familienlastenausgleichs und die Vermehrung von familienergänzenden Einrichtungen für Kinder zu einer kinderfreundlicheren Gesellschaft führen.

Arbeit ist noch immer ein wichtiges Element der Identitätsbildung für die einzelnen wie für das Gemeinwesen. Wenn sie aber gesellschaftlich so organisiert bleibt, daß Kinder frühzeitig eher deren Schattenseiten als deren Chancen erfahren, dürfte der einseitige Wandel von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft unvermeidlich sein. Weder die eine noch die andere Gesellschaftsform allein, sondern ein maßvolleres Verhältnis von ausfüllender Arbeit und erholsamer Muße erscheint wünschenswert. Erst dann werden Arbeit und Leistung wieder den Sinn bekommen, der für Menschen nicht zuletzt deshalb wichtig ist, um daneben andere wichtige Lebensperspektiven wahrzunehmen. Wo dieses menschliche Arbeitsmaß nicht gefunden wird, stehen grundlegende so-

ziale Erfahrungen von Gemeinschaft und Solidarität, Geborgenheit und Zukunft für Kinder und für die nachfolgenden Generationen überhaupt auf dem Spiel. Aus solcher Einsicht sind schon heute Konsequenzen zu ziehen.

1.3 Kindsein 1994 – Konsequenzen

Lebenswelten von Mädchen und Jungen sind das Ergebnis der allgemeinen Entwicklung unserer Gesellschaft. Trotz einer gemeinsamen Verantwortlichkeit der Erwachsenen und der Gesellschaft sind Konsequenzen aus der Situationsbeschreibung zur Lage der Kinder schwerpunktmäßig durch verschiedene Personen und unterschiedliche Gruppen zu leisten: Für die persönlichen Belange sind zunächst die Mütter und Väter sowie andere Erwachsene zuständig. Bedingungen, welche in gesellschaftspolitischen Bereichen liegen, können durch Maßnahmen auf der Ebene der Kommunen, der Bundesländer und des Bundes verändert werden. Innerhalb der Kirche sind die Gemeinden, die Kirchenkreise beziehungsweise Dekanate und andere übergemeindliche Einrichtungen und Werke zuständig, aber auch – was weitergehende Konsequenzen angeht – die Landeskirchen und die EKD. Insgesamt geht es im Sinne des §1 KJHG darum, »positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen«. Der zurückgehende Anteil der Kinder in Deutschland darf nicht dazu führen, daß Ressourcen verringert werden – im Gegenteil.

Kinder brauchen emotionale Verlässlichkeit und stabile Beziehungen

Die Familie gewährt als eine sensible und verletzbare Gemeinschaft Lebenschancen für die Heranwachsenden, besonders für die Kleinkinder. Hier geht es darum, daß Kinder in einem möglichst stabilen Lebenskreis in Geborgenheit und Vertrauen aufwachsen können. Der Lebensalltag der Familie kennt Konflikte und Belastungen, aber in der Familie wird auch gelernt, Konflikte und Belastungen zu verarbeiten.

...

Die Gesellschaft hat die Aufgabe, mit politischen und sozialen Mitteln, über die in demokratischen Verfahren zu entscheiden ist, finanziell und strukturell die Familie zu ermöglichen und sie nicht zu einem Nachteil werden zu lassen. Die Kirchen, die mit ihren eigenen Hilfs- und Beratungseinrichtungen mit auf dem Plan sind, werden hier Mahner sein. Kinder sind eben nicht nur Glück, sondern auch Last. Und zu mehr Lebensmut aufzurufen, wird nur ein hohler moralischer Appell sein, wenn die Bereitschaft fehlt, unsere Lebensverhältnisse strukturell zu verbessern.

(Wort des Rates der EKD »Ehe und Familie 1994«)

Die Basis für die positive Entwicklung von Kindern wird wesentlich durch die emotionale Verlässlichkeit der Personen des unmittelbaren Lebensumfeldes bestimmt. Partnerschaft im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist Ziel und zugleich grundlegende Voraussetzung dafür, daß Kinder mündige Erwachsene werden können. Die Erziehungspflicht hat ihre grundsätzliche Grenze und ihr Maß an der Würde und dem Recht der Kinder auf ihre Achtung als autonome Personen. Die innerfamiliären Beziehungen dürfen grundsätzlich weder durch geschlechterspezifische Rollenzuweisungen noch durch hierarchische oder biologisch begründete Abhängigkeitsverhältnisse bestimmt werden. Gerade für Väter besteht hier noch ein großer Nachholbedarf auf dem Weg zu dem Ziel, ein »Vater zum Anfassen« zu sein. Ebenso darf der Generationenzusammenhang nicht vernachlässigt werden. Großeltern können im Leben der Kinder eine wichtige Rolle spielen und umgekehrt. Das Verständnis der Generationen füreinander beginnt im engsten Lebenskreis.

Kinder leben – wie Erwachsene – heute in unterschiedlichen Familienformen, die möglicherweise im Laufe ihrer Biographie wechseln. Hier sind Gesellschaft und Kirche aufgerufen, mit den veränderten Realitäten im Kinder- und Familienleben angemessen umzugehen. Es sollte für Christen selbstverständlich sein, Kindern und Erwachsenen Achtung, Gerechtigkeit und Unterstützung unabhängig davon zukommen zu lassen, in welcher rechtlichen Familienform sie leben.

Kinder brauchen eine kinderfreundliche Familienpolitik, -beratung und -bildung

Damit Eltern ihren Kindern mehr Vertrauen und Geborgenheit vermitteln und sie zu selbstbewußter und selbstverantworteter Lebensführung befähigen können, brauchen sie Unterstützung in den vielfältigen, oft auch schwierigen Aufgaben, vor die sie das Leben mit Kindern stellt. Es sollte über staatliche Leistungen möglich sein, daß ein Elternteil in den ersten Lebensjahren der Kinder auf Erwerbsarbeit verzichten kann und nicht elementare finanzielle Engpässe beide Eltern zur Berufstätigkeit nötigen. Familienpolitische Programme werden ohne veränderte finanzpolitische Prioritäten unglaubwürdig. Trotz einer Reihe von Leistungsverbesserungen für Familien in den letzten Jahren nehmen Eltern im Vergleich zu Kinderlosen deutliche wirtschaftliche Benachteiligungen auf sich. Das Gleichgewicht im Sinne einer gerechten Lasten- und Nutzenverteilung im Generationenvertrag ist massiv gestört. Die Einschränkungen treffen vor allem Frauen. Demgegenüber ist dringend ein allgemeiner Familienlastenausgleich zu gewährleisten, der sich nicht nur an den verfassungsrechtlich gebotenen – und noch immer nicht erreichten – Mindestgrenzen orientiert (s.u.), sondern durch eine aktive kinderfreundliche Familienpolitik den Maßstäben einer ausreichenden Familienförderung Rechnung trägt.

In der Familie gelingt es trotz hoher Solidarität und guter Absichten nicht immer, alle positiven Vorstellungen und Erwartungen, aber auch die notwendigen erzieherischen Konsequenzen und Abgrenzungen zu realisieren. Kinder und ihre Familien brauchen ein Auffangnetz in Krisen und Not. Dabei stellt die Familienberatung eine Möglichkeit dar, in Krisen zu helfen. Probleme der Sinn- und Identitätsfindung, Rollenunsicherheiten, Beziehungsstörungen und Konflikte werden im familiären Zusammenleben in besonderer Weise manifest. Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensberatung bilden heute mit verschiedenen Formen und Methoden das Kernangebot der psychologischen Beratung. Sie sind in der Öffentlichkeit zu einem festen Begriff geworden. Für Kinder sollte die Möglichkeit bestehen, spezielle Beratungshilfen unabhängig von den Eltern in Anspruch nehmen zu kön-

nen; dies ist eine dringende Aufgabe angesichts der physischen, psychischen und sexuellen Gewalt, der Kinder nicht nur in Einzelfällen in Familien und Umwelt ausgesetzt sind. Darüber hinaus wird ein Rechtsanspruch auf Beratung in Konflikt- und Krisensituationen gefordert. Die Kirchen sind aufgerufen, ihre eigenen Beratungsstellen zu erhalten und auszubauen.

Neben der Familienberatung kann auch Familienbildung helfen, Aufgaben des familiären Zusammenlebens zu bewältigen. Familienbildung steht unter der übergreifenden Zielsetzung »Lernen, Familie zu leben«. Der Ausbau sowie eine gezieltere Zusammenarbeit von Familienbildung und Familienberatung und eine intensivere kirchliche und staatliche Förderung beider Arbeitsfelder (z.B. im Kinder- und Jugendhilfegesetz) sind notwendig.

Über Familienbildungs- und -beratungsangebote als prophylaktischen Maßnahmen hinaus ist in bestimmten Lebenssituationen konkrete, kontinuierliche Assistenz notwendig, zum Beispiel in Form einer sozialpädagogischen Familienhilfe.

Manchmal ist es für Kinder besser, – vorübergehend – in Heimen beziehungsweise Internaten oder in Pflegefamilien aufzuwachsen. Dies darf die Kinder nicht diskriminieren. Die Orientierung am Kindeswohl im neuen KJHG ist zu begrüßen.

Kinder brauchen soziale und materielle Sicherheit

Wenn es zum Grundverständnis für die Gestaltung des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft zählt, Gerechtigkeit durch freie und jeweils angemessene Lebensbedingungen für alle zu schaffen, so umfaßt dies auch die Sicherstellung eines ausreichenden materiellen Rahmens für Kinder und ihre Familien, das heißt vor allen Dingen eines ausreichenden Einkommens. Auf der Grundlage der vom Bundesverfassungsgericht in mehreren Urteilen festgelegten Basis besteht vordringlicher Handlungsbedarf im Interesse der Wahrung der Entwicklungs- und Entfaltungschancen eines jeden Kindes im Hinblick auf die bedarfsgerechte finanzielle Förderung. Dabei sind tiefgreifende soziale Schief- und Notlagen zu korrigieren. Dies gilt um so eher, als die Sparmaßnahmen des Jahres 1994 in weitgehendem Maße Leistungen betreffen, die entweder direkt zur Familienförderung gehören oder zumin-

dest besonders familienrelevant sind. Zwischen verfassungsrechtlichem Anspruch auf der einen und sozialer wie politischer Realität auf der anderen Seite existiert eine evidente Kluft. Es ist ein alarmierendes Zeichen, daß das gegenwärtige Armutsrisiko durch folgende Faktoren bestimmt ist: Kinderreichtum, alleinerziehende Familien, Arbeitslosigkeit. Bei Arbeitslosigkeit und Armut werden die soziale Ausgrenzung und psychische Verelendung der Kinder weithin ausgeblendet. Die Höhe der Sozialhilfe sollte im Sinne des § 1 des Bundessozialhilfegesetzes gestaltet werden: »Aufgabe der Sozialhilfe ist es, dem Empfänger der Hilfe die Führung eines Lebens zu ermöglichen, das der Würde des Menschen entspricht«.

Kinder brauchen Kinder

Die heutige Umwelt bietet Kindern nur sehr eingeschränkte Erfahrungsfelder, viele haben keinen oder wenig Umgang mit Geschwistern oder Kindern aus der Nachbarschaft. Die Möglichkeiten, außerhalb der Familie die Welt zu erkunden, sind aufgrund der Gestaltung des Wohnumfeldes und der Verkehrsgefährdungen äußerst eingeschränkt. Aus sozialpädagogischer Sicht ist es daher unumgänglich, durch familienergänzende Angebote Kindern anregende Erfahrungsfelder zu eröffnen.

Diese Notwendigkeit ergibt sich auch aus der veränderten Lebensplanung junger Eltern, bei denen heute vor allen Dingen Frauen familiäre und berufliche Aufgaben und Möglichkeiten miteinander verbinden wollen beziehungsweise müssen. Für alleinerziehende Mütter und Väter hat die familienergänzende Tagesbetreuung von Kindern existentielle Bedeutung.

Für die einzelnen Altersgruppen von Kindern ergeben sich unterschiedliche Ausgangssituationen und Bedürfnisse:

- Für jedes Kind im Alter von drei Jahren bis zum Schuleintritt sollte ein Platz im Kindergarten zur Verfügung stehen. Der Rechtsanspruch muß zum 1.1.1996 in Kraft treten. Die pädagogischen Standards dürfen im Zuge einer Platzausweitung nicht reduziert werden.
- Für Kinder unter drei Jahren sind ausreichende Betreuungsangebote durch Tagesmütter, in Kinderkrippen oder Familiengruppen

pen der Kindertagesstätten zu schaffen. Das verlangt große qualitative Anstrengungen.

- Für Kinder im Schulalter sind mehr und vielfältigere Betreuungs- und Bildungsangebote für die unterrichtsfreie Zeit zu entwickeln. Zwischen Ganztagschulen, Horten, Freizeitangeboten von Kirchen, Verbänden und Vereinen müssen kooperierende Arbeitsformen gefunden werden, die die Eigenständigkeit der Kinder in der Gestaltung ihrer freien Zeit unterstützen. Für Kinder in diesem Alter müssen darüber hinaus Räume und Treffpunkte im Wohngebiet geschaffen werden, wo sie selbst ihre Unternehmungen gestalten können.

Neben diesen konventionellen Lösungen brauchen auch Initiativen in Städten und Gemeinden Unterstützung, zum Beispiel um ein Netzwerk der Nachbarschaftshilfe und Kinderbetreuung oder andere feste und fördernde Formen der Vernetzung des Kinder- und Erwachsenenlebens sowie Angebote generationenübergreifenden Lernens aufzubauen.

In alle Überlegungen muß die geschlechterspezifische Situation und Sozialisation einbezogen werden. Dazu gehört neben gemeinsamen Angeboten auch die Entwicklung von spezifischen Konzepten für Mädchenarbeit und Jungenarbeit.

Der bedarfsgerechte und flächendeckende Ausbau der Betreuungseinrichtungen ist notwendig und sollte unter Berücksichtigung qualitativer Gesichtspunkte erfolgen. Die Qualität der pädagogischen Arbeit muß durch entsprechende organisatorische, personelle und materielle Rahmenbedingungen sichergestellt sein. Integrative Formen der Kinderbetreuung (z.B. im Hinblick auf Alter, Nationalitäten, Behinderungen) sollten weiter ausgebaut und entsprechend gefördert werden, wobei ausreichend viele Ganztagsplätze angeboten werden müssen. Ausbildung, Weiterbildung und Bezahlung der Erzieherinnen und Erzieher sollten den hohen qualitativen Anforderungen entsprechen, welche an sie gestellt werden. Bislang zeigt sich in der fehlenden gesellschaftlichen Anerkennung dieser familienähnlichen Erziehungsarbeit eine deutliche Geringachtung dieser – überwiegend von Frauen ausgeübten – Tätigkeit.

Kinder brauchen kindgerechte offene Schulen

Die *Grundschulen* sind auf dem Wege zur kinderfreundlichen, also nutzergerechten Schule schon gehörige Schritte vorangekommen, aber es bleibt noch viel zu tun:

- Überall sollte der Besuch einer »vollen Halbtagsschule« möglich sein, deren Rahmen Kindern genügend Zeit – auch unterrichts-freie Zeit – zum Lernen und zum Sammeln sozialer Erfahrungen läßt und die für viele Kinder mehr soziale Verlässlichkeit bringt.
- Ein hinreichend differenziertes Unterrichtsangebot, das der Unterschiedlichkeit von Kindern genügend Rechnung trägt, muß ausgebaut werden.
- Die Förderung und Integration von Kindern mit körperlichen beziehungsweise geistigen Benachteiligungen steht vielerorts erst am Anfang. Keinesfalls dürfen kranke und behinderte Kinder aus Kostengründen vom Unterricht oder von der Schulpflicht befreit werden.
- Die gemeinsame Erziehung von deutschen und ausländischen Kindern ist weiter zu unterstützen. Ausländische wie deutsche Kinder brauchen Personen, die ihre Muttersprache sprechen und die ihnen ihre Geschichte und Tradition in einem interkulturellen Unterricht vermitteln können.

Kindheit reicht auch in die ersten Jahre der *Sekundarschulen* hinein, ohne daß das Kindsein der Kinder vom 10. bis zum 14. Lebensjahr immer bewußt ist. Daraus folgt:

- Der Übergang in weiterführende Schulen nach der Grundschule darf nicht abrupt und mit plötzlich verschärfter Auslese erfolgen. Unterrichtsmethoden, die an die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen der Kinder anknüpfen, behalten ihr Recht, und die Förderung bleibt vorrangig.
- Die Einführung in wissenschaftliche Fragestellungen sollte schrittweise erfolgen und ist ebenfalls wie zum Beispiel in den naturwissenschaftlichen Fächern an phänomennahe Wahrnehmungen zurückzubinden (M. Wagenschein).
- Aufwachsen in schwieriger Zeit führt gerade in den Jahren der Sekundarschulzeit zu Konfliktsituationen und Verhaltensproblemen, denen auf der Grundlage eines genauen und möglichst

umfassenden Verständnisses der Heranwachsenden zu begegnen ist. Hierfür ist bereits in der Lehrerbildung zu sorgen. Von Lehrerinnen und Lehrern wird heute viel erwartet. Über die Wissensvermittlung hinaus sollen sie zusätzlich oft das leisten, was an anderer Stelle versäumt wird. Vermehrt stehen sie vor Aufgaben der Erziehung und der persönlichen Begleitung von Schülerinnen und Schülern, für die sie aber Zeit und Weiterbildung brauchen. Um der Kinder willen ist deshalb eine vermehrte Zuweisung von Personal an die Schulen angemessen, statt die zunehmenden Belastungen für die Lehrkräfte durch eine Erhöhung ihres Stundendeputats oder der Klassenfrequenzen noch zu vergrößern. Wer bei der Bildung spart, setzt die Zukunft der Kinder aufs Spiel.

Erforderlich ist außerdem eine größere Eigenständigkeit der Einzelschule, um so zum einen der je besonderen Gesamtsituation der Schule besser gerecht zu werden und zum anderen der Schule ein eigenes Gewicht zu geben. Dies erleichtert es den Schülern und Schülerinnen, die Schule als »ihre« Schule zu erleben und sich mit ihr zu identifizieren.

Erziehungs- und Bildungsaufgaben schließen ethische und religiöse Dimensionen in sich. Deswegen ist Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach in der Schule unverzichtbar. Er ist pädagogisch begründet, denn Religion gehört unter individuellen wie kulturellen Gesichtspunkten zu den Fragen des Lebens. In besonderer Weise kann gerade der christliche Religionsunterricht zu einem Ort werden, wo Kinder sich angenommen und verstanden wissen, denn der christliche Glaube bezeugt die universale Zuwendung Gottes zu allen seinen Geschöpfen. Religion bewahrt und beantwortet die wichtige Frage nach Gott und die sie umgebenden Lebensfragen (vgl. EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht »Identität und Verständigung« 1994).

Unabhängig vom Religionsunterricht sind die Kirchengemeinden gefordert, immer wieder Kontakte zu den Schulen vor Ort herzustellen und zu vertiefen, um deren Arbeit mit Kindern zu unterstützen.

Kinder brauchen Zeit

Das Familienleben muß sich tagtäglich den Gegebenheiten der Arbeitswelt unterordnen. Dies gilt in besonderem Maße für Alleinerziehende und dann, wenn beide Eltern einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Es sind Maßnahmen notwendig, die das Erwerbsleben familiengerecht gestalten, um es Frauen und Männern in gleicher Weise zu ermöglichen, Familienaufgaben und berufliche Pflichten miteinander zu verbinden. Sonst können sie auf die Bedürfnisse ihrer Kinder nicht so eingehen, wie es ihr Wunsch und ihre elterliche Pflicht ist. Bei solchen Maßnahmen ist an eine deutliche Erhöhung des Erziehungsgeldes während des Erziehungsurlaubs zu denken, an eine Verkürzung der Tages- und Wochenarbeitszeit und an größere Arbeitszeitautonomie. Die Wochenendarbeit muß auf das notwendige Maß reduziert werden, um soziale Beziehungen zwischen erwerbstätigen Eltern und ihren Kindern nicht einzuschränken. Als große Arbeitgeberin ist in den genannten Belangen gerade auch die Kirche gefordert, Lösungen zu finden, die Vorbildfunktion entwickeln.

Überlegungen müssen ebenso angestellt werden im Blick auf eine kinder- und familienfreundliche Teilung und Organisation von Arbeit sowie möglicherweise andere Formen von flexiblen Lebensarbeitszeiten. Dabei ist die aktive Übernahme der Vaterrolle, die über eine »Ernährerfunktion« hinausgeht, eine langfristige Aufgabe.

Kinder brauchen aber auch Zeit für ein eigenständiges Kinderleben ohne Führung und Leitung durch Erwachsene, um eine eigene Kinderkultur leben zu können.

Kinder brauchen Raum

Das Wohnen gehört zu den menschlichen Grundbedürfnissen. Wenn unerwünschte Sozialisationswirkungen vermieden und allen Kindern die ihren Fähigkeiten entsprechenden Entwicklungschancen gewährt werden sollen, muß für Familien mit Kindern verstärkt ausreichender, preiswerter und qualitativ angemessener Wohnraum geschaffen werden. Wohnung und Wohnumwelt sollen für Kinder und Erwachsene so beschaffen sein, daß sie sowohl

Gemeinschaft als auch Zurückgezogenheit zulassen. Eine humane Wohnumwelt bemißt sich danach, ob sie kinderfreundlich und kindergerecht ist und Kommunikations- und Freizeitmöglichkeiten sowie eine familienkonforme Infrastruktur bietet. Ein besonderes Problem für Kinder und ihre Entwicklung entsteht dann, wenn sie in Notunterkünften und Obdachlosenheimen leben müssen.

In der Wohnumwelt der Kinder sind angemessene Lebens- und Entfaltungsräume, das heißt Platz für sicheres Spielen zu gewährleisten. Öffentliche Räume und Flächen, die Kinder nutzen könnten, stehen in Konkurrenz mit anderen Nutzungsformen (Gewerbeflächen, Wohnungs- und Straßenbau). Die Kommunen müssen vorrangig solche Nutzungskonzepte entwickeln, bei denen auch die Bedürfnisse von Jungen und Mädchen ernstgenommen werden.

Kinder brauchen Rechte

Die Stellung der Kinder in unserer Gesellschaft ist widersprüchlich: Einer zuweilen großen Kinderorientiertheit stehen auf der anderen Seite Strukturen entgegen, die kinderfeindlich sind. Neben der Unterstützung, die Familien insgesamt zukommen muß, ist es daher notwendig, Kindern auch direkt Rechte einzuräumen und sie als Rechtssubjekt zu achten.

Die Rechte der Kinder in der Bundesrepublik Deutschland sind weder in ausreichendem Maße gewährleistet, noch gibt es eine Übereinstimmung zwischen der grundrechtlichen Stellung von Kindern im Grundgesetz und der praktischen Umsetzung. Die Verwirklichung einer kinderfreundlichen und -gerechten Gesellschaft impliziert auch die Durchsetzung von Rechten für Kinder. Es ist bei der Verfassungsreform leider nicht gelungen, in Art. 6 (Elternrecht) des Grundgesetzes eigene Rechte für Kinder auf Entwicklung und Entfaltung festzuschreiben.

Im einzelnen ist eine Gesamtreform des Kindschaftsrechts notwendig. Sie ist gegenwärtig nur punktuell begonnen worden. Das geltende Recht trägt auf vielen Ebenen den sozialen Veränderungen sowie den Umbrüchen in der Lebensgestaltung nicht mehr Rechnung. Die veränderten Familienstrukturen führen dazu, daß Kinder in höherem Maß, als dies früher der Fall war, nicht ausschließlich bei ihren biologischen Eltern aufwachsen und ihnen deshalb Unter-

stützung in der Konstanz ihrer Beziehungen auch durch das Recht gewährt werden müßte. Eine umfassende Reform des Kindschaftsrechts ist nicht nur wegen der tatsächlichen gesellschaftlichen Entwicklungen notwendig, sondern auch aufgrund verschiedener normativer Vorgaben (Art. 6 Abs. 5 GG, Urteile des Bundesverfassungsgerichts, Kinder-Konvention der Vereinten Nationen) und historischer Wandlungen (Konsequenzen der Europäischen Einigung, Rechtseinheit zwischen alten und neuen Bundesländern). Da die alten Rechtsbeziehungen den Zerfall von vielen Familien nicht aufgehalten haben, sollten wir mit Zuversicht darauf bauen, daß eine Stärkung der Stellung der Kinder sich positiv auf die Familien auswirken kann. Für eine Gesetzesreform ist folgendes besonders hervorzuheben: Kinder haben ein Recht auf Würde und Unversehrtheit, das heißt auf gewaltfreie Erziehung. Besondere Beachtung verdient eine Reform der Rechtsstellung der ehelichen und nichtehelichen Kinder im Hinblick auf das Recht der elterlichen Sorge, des Pflegschafts- und Vormundschaftsrechts für Minderjährige, des Adoptionsrechts und des Unterhaltsrechts.

Kinder brauchen Zukunftsperspektiven und Hoffnung

Unsere heutige Welt ist durch den zunehmenden Mangel an Ressourcen, die Zerstörung der Umwelt sowie durch soziale, ideologische und glaubensbedingte Konflikte und Kriege geprägt. Wie gehen Kinder damit um? Ängste können sensibel machen, aber auch lähmen. Ohne Hoffnung drohen Sinnleere und Gleichgültigkeit, die rasch in Aggressivität und Gewalt einmünden können. Hier sind Erwachsene vor eine doppelte Verantwortung gestellt. Einerseits müssen sie mit aller Kraft daran arbeiten, eine Welt zu hinterlassen, die nicht irreversibel geschädigt ist und in der auch ihre Kinder und Kindeskiner noch leben können. Das gesellschaftspolitische und das kirchliche Handeln muß auf allen Ebenen auf seine Folgen für die kommenden Generationen hin überprüft werden. Entscheidungen werden viel zu oft nur in ihren kurzfristigen Auswirkungen abgeschätzt. Andererseits dürfen – ohne einer Ideologie der »heilen Welt« zu verfallen – Probleme, die bei Kindern das Gefühl erzeugen, eigentlich keine Zukunft mehr zu haben, ihnen nicht ständig vor Augen geführt werden.

Wir müssen uns bemühen, im Umgang mit Kindern zu erfahren, zu verstehen und zu fühlen, wie sie die Welt verarbeiten können, die wir ihnen anbieten oder in die wir sie mit hineinnehmen. Erlebnisse und Eindrücke, mit denen sie noch nicht fertig werden können und die sie bedrohen, sollten ihnen nach Möglichkeit erspart bleiben. Die Empfindsamkeit der Kinder darf nicht dadurch mißbraucht werden, daß Erwachsene sie gleichsam stellvertretend in den Bereichen betroffen machen, denen sie selber nur zu oft gleichgültig gegenüberstehen. Dabei geht es darum, das richtige Maß zwischen Behüten und Freigeben zu finden, denn Kinder müssen auch »gewagt« (J.F. Herbart) werden. »Freigeben des Kindes heißt aber auch...: die Verbindung nicht abreißen lassen. Gewiß, Kinder müssen gewagt, müssen freigegeben werden; aber nicht fallengelassen, nicht preisgegeben an alle die, die heute nach ihnen greifen« (A. Flitner). In allem brauchen Kinder stabilisierende Gegenerfahrungen. Sie müssen an den für sie bedeutungsvollen Erwachsenen erleben können, daß diese angesichts der genannten Bedrohungen nicht resignieren, sie auch nicht verdrängen, sondern sich – und sei es nur bescheiden und zeichenhaft – engagieren. Untersuchungen zeigen ferner, daß Zukunftsängste von Kindern dann am besten verarbeitet werden, wenn sie sich im familiären Kontext wertgeschätzt und geborgen fühlen und so in ausreichend guten Beziehungen aufwachsen. Kinder brauchen ein verlässliches Gegenüber, das sich für ihre Erfahrungen und Aktivitäten interessiert, von dem sie sich wegbewegen dürfen, zu dem sie aber auch jederzeit zurückkehren können. Es geht um das Wissen und die Gewißheit, angenommen und geliebt zu sein. Diese Tatsache weist über alle menschlichen Bezüge hinaus auf die christliche Hoffnung. Sie gründet im Du des Schöpfergottes, der diese Welt über unser Bitten und Verstehen hinaus in seinen Händen hält, und erwartet mit der Wiederkunft Christi eine neue Welt.

Kinder brauchen nachdenkliche Erwachsene

Die vorstehenden Konsequenzen berücksichtigen die gesellschaftlichen Wirklichkeiten und Möglichkeiten. Manche von ihnen sind allerdings nur zweitbeste Lösungen. Selbst die Umsetzung aller Forderungen entläßt die Erwachsenen nicht aus ihrer Verantwor-

tung gegenüber den Kindern. Neben Glück und Sinnerfüllung bedeuten Kinder immer auch Schwierigkeiten und Verzicht – im familiären wie im gesellschaftlichen Bereich. Egoistische Interessen stehen dem entgegen. Eine übersteigerte Erlebnis- und Konsumorientierung sowie mangelnde Beziehungsfähigkeiten von Erwachsenen lassen nicht wenige Kinder Mangel leiden. Hier helfen keine Appelle. Veränderungen, die die Situation der Kinder verbessern, können nur begrenzt verordnet werden. Gefragt ist eher ein deutlicher Perspektivenwechsel.

2. Leben und Welt in der Sicht von Kindern

Ihr sagt:

Der Umgang mit Kindern ermüdet uns.

Ihr habt recht.

Ihr sagt: Denn wir müssen zu ihrer Begriffswelt hinuntersteigen.

Hinuntersteigen, uns herabneigen, beugen, kleiner machen.

Ihr irrt euch.

Nicht das ermüdet uns. Sondern – daß wir zu ihren Gefühlen emporklimmen müssen.

Emporklimmen, uns ausstrecken, auf die Zehenspitzen stellen, hinlangen.

Um nicht zu verletzen.

(Janusz Korczak: Wenn ich wieder klein bin)

2.1 Kinder wahrnehmen, Kinder ernst nehmen – ein Perspektivenwechsel und seine Begründung

Bis heute gibt es in Gesellschaft und Kirche keine Tradition, das den Kindern eigene Verständnis von Leben und Welt und die ihnen eigenen Wünsche und Vorstellungen zu erfragen oder gar ernst zu nehmen. Was Kinder brauchen, meinen die Erwachsenen im

allgemeinen immer schon zu wissen, auf jeden Fall besser als die Kinder selbst. Sehr häufig sehen Erwachsene Kinder primär unter dem Gesichtspunkt, daß diese »noch keine fertigen Erwachsenen« sind. Dahinter stehen viele Erfahrungen des eigenen Aufwachsens und des Umgangs mit Kindern: Babys gelten als »hilflose Wesen«. Kinder brauchen familiäre Geborgenheit, Schutz und Hilfe, um sich zu entwickeln. Sie müssen sich durch Schule und Berufsausbildung erst für ein Leben in der Erwachsenenwelt qualifizieren. Auch wissenschaftliche Einsichten legen eine solche Betrachtungsweise nahe, wenn zum Beispiel entwicklungspsychologisch von bestimmten Stufen gesprochen wird, die Mädchen und Jungen in je unterschiedlicher Weise durchlaufen, bis sie schließlich »erwachsen« sind. Aber die eigene Sicht der Kinder von Leben und Welt ernst zu nehmen, könnte dieses Wissen der Erwachsenen ergänzen und ihnen helfen, neue Einsichten zu gewinnen. Viele Gründe sprechen deshalb für einen *Perspektivenwechsel*:

1. *Theologisch* ist an die neutestamentliche Sicht von Kindern zu erinnern (vgl. Mk. 9,33-37 und Mk. 10,13-17). In einer kaum überbietbaren Radikalität werden hier Kinder als *vollwertige Menschen* und nicht nur als eine »Vorstufe« dazu angesehen. Sie haben *uneingeschränkt teil an der Gottesherrschaft*. Dagegen steht nicht, daß die biblische Überlieferung auch zahlreiche Hinweise enthält, die im Sinne der Erziehungs- und Unterweisungsbedürftigkeit von Kindern zu lesen sind. Eine differenzierte Argumentation wird beides berücksichtigen (vgl. 3.2 und den Text »Kinder und Bibel«).

2. *Pädagogisch* ist auf das Kindsein als *eigenen Modus des Menschseins* zu verweisen. Der Respekt vor diesem Modus kann sich nicht darin erschöpfen, daß er fortwährend von den Erwachsenen als eine hohe pädagogische Maxime beschworen wird, sondern er muß dazu führen, daß die subjektive Sicht oder die Eigenwahrnehmung der Kinder von den Erwachsenen auch wirklich berücksichtigt wird:

- Kinder machen sich ein *Bild von ihrer Welt* – ebenso wie die Erwachsenen. Sie versuchen, vielfältige Erfahrungen und Eindrücke zu ordnen und zu strukturieren, sich einen »Sinn« zu machen. Diese *kindlichen Deutungen* können ein *kritisches*

Korrektiv gegenüber den in normative Erziehungskonzepte, auch religiöse Erziehungskonzepte, umgesetzten Theorien von Erwachsenen über Kindheit und Kindsein sein. Sie könnten dazu helfen, Welt im allgemeinen, Religion im besonderen mit den Augen der Kinder zu sehen. Am Ende könnte sich herausstellen, daß nicht unbedingt das »kindgemäß« ist, was Erwachsene so selbstverständlich dafür halten.

- Allein schon die Frage nach dem den Kindern eigenen Verständnis ihrer Lebenswelt könnte Erwachsene veranlassen, sich darüber klar zu werden, welche *implizite Anthropologie des Kindes* ihren pädagogischen Alltag bestimmt. Zwei Beispiele: Einem Fünfzehnjährigen fällt zum Stichwort »Kindheit« ein: »Kinder sind für mich junge Menschen, die mit Spielsachen spielen und sich kindisch benehmen. Sie leben blind in den Tag hinein ohne Anzeichen von Sorge.« Eine gleichaltrige Schülerin schreibt: »Viele Fragen – für Erwachsene oft unverständliche Fragen – Kinderlachen treibt Sorgen fort – gefühlvoll – verletzlich – ein Kind braucht Liebe, Zärtlichkeit und Verständnis, Geduld – bittere Erfahrungen – nicht alles ist schön – Begeisterung – Traurigkeit – als Kind gab es für mich viele Sachen, die ich lange nicht verstand.« Es liegt auf der Hand: Der Fünfzehnjährige wird mit Kindern nicht so umgehen wie seine Mitschülerin, die ein ganz anderes Bild von (ihrer?) Kindheit hat. Wie wir (Jugendliche und Erwachsene) mit Kindern umgehen, das hängt nicht nur von unserem Menschenbild, sondern entscheidender noch von unserem Kindheitsbild ab.
- Menschen, die so nach dem den Kindern eigenen Verständnis ihrer Lebenswelt fragen, entdecken nicht nur, daß diese Lebensphase einen eigenen Wert und eine eigene Würde in sich trägt, sondern sie *entdecken auch ihre eigene Kindheit wieder*. Erwachsene neigen dazu, sie zu verdrängen, offensichtlich zu ihrem großen Schaden. »Nur wer erwachsen wird und ein Kind bleibt, ist ein Mensch« (E. Kästner).

3. *Historisch-soziologisch* erwächst aus der pädagogisch-anthropologischen Sicht auch eine *advokatorische* Aufgabe: Kinder sind besonders verletzlich. Zugleich reichen ihre eigenen Einflußmög-

lichkeiten – die jenseits des Mythos vom ohnmächtigen Kind an sich durchaus beachtlich sind – kaum über den Nahraum von Familie oder andere Bezugspersonen hinaus. Aber schon hier sind sie Konflikt- oder Streßsituationen unter Umständen völlig hilflos ausgeliefert (z.B. allen größeren Familienstreitigkeiten bis hin zu den Auseinandersetzungen bei einer Scheidung). Erst recht gilt das, wenn über die Lebensbedingungen von Kindern zunehmend außerhalb dieses Nahraums, also auch in der den Kindern nicht zugänglichen Politik und Öffentlichkeit entschieden wird. Dann werden Kinder immer mehr entmachtet. Gesellschaftliche Modernisierung steht in der Gefahr, trotz der mit ihr verbundenen, auch für Kinder spürbaren Verbesserung der Lebensbedingungen, die Kinder durch strukturell-politische und institutionelle Vorgaben um die Mitgestaltungsmöglichkeiten zu bringen, die ihnen herkömmlicherweise zur Verfügung standen. So gesehen wird es in der modernen Gesellschaft immer mehr zu einer eigenen Aufgabe, nach *Möglichkeiten der Mitsprache und Mitgestaltung für Kinder zu suchen und ihnen »eine Stimme« zu geben* (vgl. z.B. die von der UNO verabschiedete Kinderrechtskonvention oder die Diskussion um Kinderbeauftragte in den Parlamenten oder um Kinderanwälte).

4. *Psychologisch* gesehen kann von einem *Eigenbeitrag der Kinder zu ihrer Entwicklung* gesprochen werden. Kindliche Entwicklung ist kein objektiv determinierter Vorgang, sondern in hohem Maße durch die Selbstwahrnehmung und Selbstgestaltung des Kindes mitbedingt. Sie sind auch darin Menschen von Anfang an:

- In der *vorgeburtlichen Zeit* ist der Mensch offensichtlich viel weniger als früher vermutet durch die Mutter abgeschirmt. Ungeborene führen in ihrer Entwicklung zunehmend kompliziertere Bewegungen aus. Diese Bewegungen unterstützen das Wachstum von Körper und Nervenzellen. Ungeborene hören, riechen, schmecken, fühlen, tasten, sehen (!) und reagieren auf Außenreize. Sie haben einen persönlichen Biorhythmus und sie spüren das Befinden der Mutter.
- *Neugeborene* können
 - sofort und differenziert mit allen Sinnen wahrnehmen,
 - über mindestens sechs verschiedene Bewußtseinszustände verfügen,

- bereits unmittelbar nach der Geburt intensive Beziehungen zu den Eltern und anderen nahestehenden Personen aufnehmen,
 - Kommunikationszusammenhänge ausbilden, durch die sie unter anderem neben der Pflege die zum Leben notwendigen Aufmerksamkeiten (Sprache, Hautberührung, Körperkontakt, Spiel, Rhythmus) erhalten.
- *In der Kleinkindzeit, in der Kindergarten- und Vorschulzeit* werden die Zeichen von Initiative, Rückmeldung, Vergewisserung, die Lock- und Distanzierungsbotschaften immer deutlicher, mit denen das Kind seine ihm eigenen Wünsche und Vorstellungen zum Ausdruck bringt und die Befriedigung seiner seelisch-körperlichen Grundbedürfnisse anmahnt. Auch entwickelt es als eigener Akteur zunehmend stärker seine Entwürfe und Sichtweisen von Zukunft, mit denen es auf seine Welt einzuwirken und sie zu gestalten versucht. Wo ein Kind mit seinen Signalen und Sichtweisen nicht ankommt, wo es erfahren muß, daß sie je nach den Wünschen und Vorstellungen, auch den Ängsten der Eltern oder Bezugspersonen umgedeutet werden, hat es Mühe, ein Selbstwertgefühl aufzubauen. Es lernt nicht, seinen Reaktionen zu trauen, sondern muß nach Wegen sinnen, wie es die Eltern auf sich aufmerksam machen und sie beeinflussen kann.

Dies sind nur einige Beispiele aus der Diskussion über den angesprochenen Eigenbeitrag der Kinder zu ihrer Entwicklung. Sie machen deutlich: Kinder brauchen schon von der vorgeburtlichen Phase ihres Lebens an den Dialog mit den Erwachsenen. Wird er ihnen verweigert, führt dies notwendigerweise zu Veränderungen in der Persönlichkeitsstruktur (z.B. Ich-Defizite, mangelndes Urvertrauen, verfrühte Selbstversorgung), die nachträglich nur schwer korrigierbar sind. Im übrigen gilt: Selbst wenn Erwachsene sich nicht mehr an ihre ersten Lebensjahre erinnern können oder erinnern wollen, bestimmen die damals gemachten positiven oder negativen Erfahrungen und Erlebnisse spätere Handlungs- und Entscheidungsvorgänge wesentlich mit.

2.2 Probleme, Widerstände und Mißverständnisse angesichts eines Perspektivenwechsels

Die Forderung, Kinder mit ihren Zeichen, Initiativen und Rückmeldungen ernst zu nehmen und sie selbst zu Wort kommen zu lassen (vgl. 2.3), stößt auf eine Reihe von Problemen und Widerständen. Eine Auseinandersetzung mit ihnen ist um der Kinder willen dringend erforderlich. Wie sehen Kinder sich selbst, die Welt und die Zukunft? Wie gestalten sie die Welt und die Beziehung zu ihr? Wie bearbeiten sie ihre eigenen Probleme und Aufgaben? Können wir von Kindern wirklich brauchbare Antworten auf solche Fragen erhalten? Sind sie in der Lage, uns ihre Vorstellungen und Perspektiven im Medium der Sprache oder auf andere Weise mitzuteilen?

Da sind zunächst die *Probleme*: Kinder gelten aus verschiedenen Gründen als unzuverlässige Informanten und Gesprächspartner. Ihre Sprachkompetenz erscheint als unzureichend, ihre Konzentrationsfähigkeit als mangelhaft, ihre Einsicht als sehr begrenzt und ich-bezogen. So trauen Erwachsene ihnen gewöhnlich nicht zu, daß sie »etwas zu sagen« haben. Die Vorstellung, daß sie erst einmal lernen müssen, was und wie das Leben ist, und die Unfähigkeit der Erwachsenen, ihre Sprache wirklich zu verstehen und sich in die Welt der Kinder hineinzudenken, verhindern oft den notwendigen Dialog.

Aber es gibt auf seiten der Erwachsenen auch große *Widerstände* gegen einen solchen Dialog. Sie rühren im innersten daher, daß Erwachsene es oft längst aufgegeben haben, für sich selbst nach Antworten auf die im Grunde ursprünglichen und weitreichenden Fragen der Kinder zu suchen. Deshalb haben Erklärungen, die sie den Kindern auf deren Fragen oder Einwände geben, nicht selten einen leicht resignativen Unterton. Wenn sie zu den kleineren Kindern sagen: »Das verstehst du jetzt noch nicht«, meinen sie oft, daß sie es auch nicht besser wissen. Oder sie sagen: »Das erkläre ich dir später«, und signalisieren damit, daß sie selber das Problem vor sich herschieben. So gesehen kann man Erwachsensein als das Lebensalter ohne weiterreichende Fragen und deshalb auch ohne wirkliche Antworten definieren. Der oder die Erwachsene hat sich auf den »Gang im Nebel« eingerichtet und richtet Hoffnungen vorwiegend auf Nahziele. Das Kind dagegen sucht die Fluchtpunkte seiner Welt

aufzufinden, indem es weiterfragt. »Kinder leben in Fragen, Erwachsene leben in Antworten« (P. Bichsel). Dabei könnte es durchaus auch umgekehrt sein: Kinder haben Antworten auf Fragen Erwachsener.

Man mag einwenden, die wichtigen Fragen seien solche, die im Wege einer schlichten Antwort nicht zu lösen sind, Fragen, die einen im Grunde ein Leben lang nicht loslassen. Das ist sicher richtig. Das Fatale ist nur, daß viele der Erwachsenen solche Fragen als unergiebig, bestenfalls als etwas Sonderliches ansehen und daß die Schule und ebenso die christliche Gemeinde mit ihrem Unterricht diese Haltung oft geradezu institutionalisieren. Die auch für die Erwachsenen so lebensnotwendige Kommunikation wird auf diese Weise verhindert. »Kinder zu verstehen und zu erziehen, ist von Anfang an nur in der grundlegenden Erfahrung gelingender Kommunikation möglich, die beide bereichert, Kinder und Erwachsene« (A. Flitner). Deshalb bemühen sich die verschiedenen Fachdisziplinen herauszufinden, wie eine solche *gelingende Kommunikation* zwischen Kindern als aktiven, nach Eigenständigkeit und Selbständigkeit strebenden Wesen und ihren Bezugspersonen in ihrer näheren und fernerer Umgebung zu gestalten ist. Die Forschungsergebnisse können dazu helfen, die Unkenntnis der Erwachsenen über die Welt und die Sichtweisen der Kinder abzubauen und ihre Initiativen, Zeichen, Sichtweisen, Anfragen, Rückmeldungen, in welcher Form auch immer, und ihre Äußerungen über das, was sie brauchen, zu verstehen und zu interpretieren. Voraussetzungen dafür sind

- ein Ernstnehmen der Kinder als Partner in diesem Kommunikationsprozeß,
- ein Verstehenlernen der »100 Sprachen« der Kinder,
- die Bereitschaft zu verändertem Fragen und Antworten Kindern gegenüber,
- das Eingeständnis, daß Kinder eine eigene Religiosität, eine eigene Theologie und eine eigene Lebensweise haben.

Der benannte Perspektivenwechsel ist gegen *Mißverständnisse* zu schützen. Es geht nicht darum, die Kindheit zu idealisieren und zu romantisieren oder einer neuen Antipädagogik das Wort zu reden. Der geforderte Dialog von Kindern und Erwachsenen meint nicht, daß Kinder zu freien Partnern im Diskurs mit Erwachsenen werden sollten. Es bestünde sonst die Gefahr, daß eine künstliche Distanz geschaffen wird, die die Kinder überfordert und lieblos ausgrenzt.

Zu den anthropologischen Besonderheiten des Kindes gehören seine Abhängigkeit und Bedürftigkeit ebenso wie ein großer Wille zu lernen und Verhaltensweisen zu übernehmen, auch und gerade von Erwachsenen. Kinder brauchen daher Erwachsene, die ihr Aufwachsen aktiv begleiten, die – wo notwendig – schädigende und überfordernde Einflüsse und Zwänge abschirmen, die auch Grenzen ziehen, weil sie über Einsichten in Gefahren und Notwendigkeiten verfügen, die die Kinder (noch) nicht teilen können. Alles das können Erwachsene jedoch nur, wenn sie die Kinder verstehen, sie als einzigartig und unverwechselbar wahrnehmen und sie in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung unterstützen und ermutigen, ohne sie in bestimmte Schablonen und vorgezeichnete Wege zu pressen. Es geht um einen Perspektivenwechsel, der die Eigenständigkeit des Kindes würdigt und allen Versuchen eine Absage erteilt, Menschen zu machen und nach Plan zu formen.

2.3 Kinder selbst zu Wort kommen lassen

Natasha [4jährig]	bist du traurig?
Jutta [die Mutter]	ja
Natasha	bist du traurig über das Leben?
Jutta	ja
Natasha	ich mag dich immer noch (Pause) soll ich deine Mami sein?
Jutta	ach Natasha
Natasha	ich werde deine Mami sein, und du kannst dich eine Weile ausruhen, ja?
Jutta	also gut
Natasha	also gut (Sie drückt sich an Jutta und gibt ihr einen Kuß und läuft weg. Nach ein paar Minuten kommt sie zurück) Ich will nicht mehr deine Mami sein War das schön?
Jutta	Ja. Danke Natasha
Natasha	schon gut Bist du jetzt ein bißchen weniger traurig?
Jutta	ja
(R.D. Laing: Gespräche mit meinen Kindern)	

»Mein größter Wunsch an die Politiker ist, daß sie sich mehr um die Umwelt kümmern. Mir wird richtig angst, wenn ich daran denke, wie es später, wenn ich groß bin, aussehen wird. Wieviele Bäume gibt es im Wald? Kann ich in Berlin die Luft noch atmen? Ich bin erst acht Jahre alt und habe jetzt schon eine Allergie und seit dem letzten Jahr noch Asthma. Die vielen Autos, es werden immer mehr. Und das Ozonloch wird immer größer. Als ich geboren wurde, war das alles noch nicht so schlimm. Und das ist gerade mal acht Jahre her. Was wird in 20 Jahren sein, wenn ich erwachsen bin? Warum tun sich nicht alle Minister und Bundeskanzler Kohl zusammen und machen einen Plan, damit die Luft und die Natur wieder so wird wie früher?«

(Jörg Dittmann [8], Berlin-Mahlsdorf)

Bis heute ist es im allgemeinen nicht üblich, in den für Kinder wesentlichen Bereichen sie selbst zu Wort kommen zu lassen. Fast überall besteht hier ein erheblicher Nachholbedarf. Diese Behauptung läßt sich gleichermaßen erhärten für Familie, Kindergarten, Schule, Kirche und Gemeinde, obwohl Ansätze zu einer stärkeren Berücksichtigung kindlicher Sichtweisen (z.B. beim Ehescheidungsrecht, bei der Suche nach Kinderanwälten, bei der Gestaltung von Familiengottesdiensten) nicht übersehen werden sollen.

Allerdings begeben sich die Erwachsenen bei der Aufnahme und Interpretation von Kinderäußerungen – in welcher Form auch immer – auf eine Gratwanderung. Es besteht die Gefahr, daß ihre Vorurteile, Wünsche und Erwartungen die angenommene Perspektive verstellen und daß eigene Ängste und Sehnsüchte zu Projektionen und spekulativen Deutungen führen. Gerade wenn es zum Beispiel um die Kritik an gesellschaftlichen und zivilisatorischen Verhältnissen geht, werden Kinder, die den Erwachsenen den Spiegel vorhalten, – durchaus wohlgemeint – nicht selten zu einem Synonym für eine bessere Welt gemacht. Deswegen müssen praktikable Möglichkeiten, wie die Eigensicht der Kinder aufgenommen werden kann, gesucht, erprobt und kritisch reflektiert werden. Ebenso sind, wenn es nicht bei einem bloß abstrakten Ruf zur Umkehr bleiben soll, gelungene Beispiele zu beschreiben. Im Rahmen der Ausstellungen auf der Synode zum Schwerpunktthema wird dazu – bei allen Grenzen solcher exemplarischen Darstellungen – ein Projekt an Sonderschulen in Baden vorgestellt, das eine Umsetzung des benannten Perspektivenwechsels im Blick hatte.

3. Welche Kirche braucht das Kind?

Im dritten Teil dieser Vorlage erfährt das bisher zum Thema *Aufwachsen in schwieriger Zeit* Ausgeführte gewissermaßen eine Zuspitzung. Geht es doch um die Frage, welche Herausforderungen und Aufgaben sich für die Kirche ergeben, der es vom Evangelium her nicht gleichgültig sein kann, welche Lebensbedingungen Kinder in einer Gesellschaft vorfinden. Damit sind zuerst die Kirche und ihre Gemeinden selbst gefragt: Wie geht es den Kindern in ihren eigenen Reihen? Finden sie hier jene Auf- und Annahme, wie Jesus sie angemahnt hat?

Gleichzeitig blicken uns auch alle die Kinder an, die nicht getauft und die nicht Kinder von Gliedern der Gemeinde sind. Wie die Analyse im ersten Teil umfassend die ganze Generation der Kinder heute betroffen hat und im zweiten Teil *Leben und Welt in der Sicht von Kindern* unabhängig von der kirchlichen Bindung ihrer Eltern oder ihrer eigenen Berührung mit der Kirche angeschaut worden sind, so würden auch jetzt Blickverengungen den Auftrag der Kirche verfehlen.

Welche Kirche braucht das Kind? Die Kirche braucht Kinder, um von und mit ihnen zu lernen: von ihrem Kindsein als einer unvergleichlichen eigenen Form des Menschseins, von selbständigen religiösen Entdeckungen und Frageweisen, in denen ihr Weg zum christlichen Glauben auf dem Spiel steht (3.2). *Welche Kirche braucht das Kind?* Die Kinder brauchen eine Kirche, die sich durch sie prüfen läßt, die für sie eintritt, die ihnen Raum zum Aufwachsen und das Evangelium als Lebenserfüllung anbietet, die Buße tut und so Hoffnung ermöglicht, weil sie auf das Reich Gottes hin lebt (3.3).

Welche Kirche ist in dieser bewußt doppeldeutig formulierten Frage »Welche Kirche braucht das Kind?« *theologisch* gemeint? Nicht erschöpfend, nur ansatzweise seien zwei zusammengehörige Seiten ein und desselben Auftrags hervorgehoben; es ist der Auftrag, eindeutig zu lehren und allen zu dienen. Im, traditionell gesprochen, »Katechumenat« hat die Kirche die *Lehre* als Inbegriff der im Glauben geschenkten *Wahrheit* weiterzusagen, identifizierbar trotz der innerchristlichen und innerkirchlichen

Pluralität und begleitet von der gottesdienstlichen Sammlung. Im »Diakonat« ist die an alle gesendete Kirche jedem Kind schuldig, dazu beizutragen, daß es zu einem menschenwürdigen *Leben* findet.

3.1 Kinder und Kirche – Bestandsaufnahme und Entwicklungen

So wie sich die Lage der Kinder in der Gesellschaft sehr unterschiedlich darstellt, gibt es auch in der Kirche keine einheitlichen Bedingungen für Kinder und die Arbeit mit Kindern. Einerseits gilt, daß sich die Kirche von jeher für Kinder in besonderer Weise engagiert. Vor allen Dingen Frauen investieren hier viel ehren- und hauptamtliche Arbeit. Dieses Engagement wird im allgemeinen in der Gesellschaft und bei den Kirchenmitgliedern positiv wahrgenommen. Andererseits ist ebenso die Kirche nicht frei von den im ersten Kapitel benannten gesellschaftlichen Tendenzen. Auch in ihr gibt es die Neigung, Kinder in für sie geschaffene Bereiche auszugrenzen, sie lediglich als Objekte von Fürsorge und Erziehung zu betrachten und diejenigen, die sich um die Kinder bemühen, nicht tatsächlich wichtig zu nehmen. Selbst wenn viel *für* sie getan wird, haben es Kinder im üblichen kirchlichen Leben schwer, als *Subjekte*, das heißt als Mädchen und Jungen mit je ihren Fragen, Einsichten und Interessen, wahrgenommen zu werden. Diese Einschätzung der Arbeit mit Kindern in der Kirche kommt nicht zuletzt in den Stellen- und Finanzplänen sowie in den kirchlichen Strukturen zum Ausdruck. Im folgenden werden dazu einige Aspekte näher betrachtet:

Kindertaufe und Kirchenmitgliedschaft

In der Taufe wird den Menschen Gottes Erwählung zugesprochen, sind alle in die Gemeinschaft der Kirche und in die Nachfolge gerufen. Mit der Entscheidung, auch Kinder zu taufen, will die Kirche zum Ausdruck bringen, daß Gott den Menschen annimmt, bevor dieser irgend etwas dazu beitragen kann. Eltern, Paten und die ganze christliche Gemeinde übernehmen mit der Kindertaufe allerdings die Verpflichtung,

dem heranwachsenden Kind den christlichen Glauben so nahe zu bringen, daß es ihn zu seiner eigenen Sache machen kann. Die Taufpraxis unserer Kirche entspricht oftmals dieser Verpflichtung nicht: Eltern, Paten und Kinder bleiben ohne Begleitung.
(Glauben heute – Synode der EKD 1988)

Erste Ergebnisse der neuen EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft (Fremde Heimat Kirche, EKD 1994) belegen, daß durch die Taufe der Kinder die Kirchengemeinschaft »in Ost und West auf einem hohen Niveau fortgeführt« wird, wie überhaupt der Wunsch nach ritueller Begleitung an Lebensübergängen ungebrochen andauert, meist mit der Kirche, aber auch ohne sie (vgl. Anstieg der Teilnahmezahlen bei der Jugendweihe). Die Bedeutung der Taufe »stellt sich als ein Amalgam von Christsein, Kirchengemeinschaft und Familie dar. Ein Großteil der Befragten macht in Kindheit und Jugend Erfahrungen mit der Kirche, die eine prägende Lebensbedeutung besitzen« (Fremde Heimat Kirche). Nach wie vor schätzen die Befragten den Einfluß der Eltern auf ihr eigenes Religions- und Kirchengemeinschaftsverständnis hoch ein, wobei diese prägende Wirkung bei den jüngeren Altersgruppen etwas abnimmt. Diese Feststellungen belegen, daß Kirche zugetraut wird, Kindheit als Dimension des Humanums zu gestalten, zu formen und auszudrücken. Kirchengemeinschaften werden mit steigender Tendenz nachgefragt, die Teilnahmezahlen am Religionsunterricht in der Grundschule sind nach wie vor höher als in anderen Schularten, in den Kirchengemeinschaften finden Angebote für Kinder und Familien oft eine größere Resonanz als die ausschließlich für Erwachsene bestimmten. Religiöse Erziehung wird von der Bevölkerung und von den betroffenen Eltern zumindest im Sinne der Vermittlung einer moralischen Grundausstattung durchaus befürwortet. Diese positive Konnotation von Kirche und Kindheit darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich heute immer weniger Eltern in der Lage sehen, die religiöse Erziehung selbst zu leisten; sie delegieren sie darum an die »Experten« im kirchlichen Kindergarten, im schulischen Religionsunterricht und in der Kirchengemeinschaft. Kirche und Familie driften einerseits auseinander, andererseits zeichnen sich Ansätze einer Familienreligiosität ab, die ihrerseits anläßlich bestimmter Anlässe im Jahres- und Fami-

lienzyklus mit der Kirche in Berührung kommt. Ob und inwieweit diese Familienreligiosität tradierungsfähig ist, bleibt eine offene Frage. Unübersehbar ist jedenfalls, daß Kinder in einer Gesellschaft aufwachsen, in der die Beschäftigung mit Kirche und Glaubensfragen insgesamt gesehen trotz des Interesses an den kirchlichen Amtshandlungen und einer »treuen kirchenfernen« Verbundenheit einen marginalen Stellenwert besitzt. Pointiert könnte man sagen: Christentum und Kirche werden mit Blick auf die Kindheit noch eine gewisse Bedeutung zugestanden; damit aber werden beide in der öffentlichen Einschätzung und Praxis weitgehend zu einer Angelegenheit der Phase der Kindheit. »Das ambivalente Verhältnis vieler Erwachsener zur eigenen Kindheit wird also zum Deutungsmuster für die Nähe und Distanz zur Kirche selbst« (W. Grünberg).

Kirchliche Arbeit mit Kindern

Die Bildungsverantwortung der Kirche ist nach zwei Seiten hin zu entfalten:

als mit anderen gesellschaftlichen Verantwortungsträgern geteilte pädagogische Verantwortung für die menschliche Qualität von Erziehung und Bildung im öffentlichen Bildungssystem

und als ungeteilte Verantwortung für die Erschließung und Weitergabe der christlichen Glaubensüberlieferung im Generationenzusammenhang.

(Synode der EKD 1990)

Die Kirche ist für die Zukunft der Kinder mitverantwortlich. Um diese Verantwortung wahrzunehmen, hat sie einerseits bewährte, wenngleich auch immer wieder neu zu erprobende *Räume*, in die hinein sie die Kinder *einlädt* und die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Ortsgemeinde stehen, wie zum Beispiel Kindergottesdienst und Christenlehre. Sie hat andererseits *Räume*, mit denen sich die Kirche in die Gesellschaft öffnet und wo sie zu den Kindern *hinausgeht*, wie zum Beispiel Kindergärten und Kindertagesstätten sowie andere diakonische Einrichtungen. Diese Räume gilt es in Zukunft verstärkt zu erschließen, auch indem neue experimentelle Formen des Zusam-

menseins mit Kindern, gleichsam für die Kinder auf der Straße erprobt werden.

Das zum Schwerpunktthema der Synode zusammengestellte Lesebuch, in dem verschiedene Institutionen, Einrichtungen und Verbände ihre Arbeit mit Kindern darstellen, macht allerdings deutlich, daß zwischen den benannten Räumen kirchlichen Handelns mit Kindern fließende Übergänge stattfinden, Katechumenat und Diakonat (s.o.) greifen oft ineinander. Ebenso wird die gesellschaftliche Situation der Kinder mehr und mehr zur Kenntnis genommen und in die Voraussetzungen der Arbeit einbezogen. Dazu einige Beispiele:

- Veränderte Freizeitaktivitäten und Sonntagsgewohnheiten, nachlassende Traditionslenkung und fehlende religiöse Sozialisation wirken sich auch auf den *Kindergottesdienst* aus. Vor allem in städtischen Bereichen sinken Teilnahmezahlen und Angebotshäufigkeit. In das richtige Verhältnis gesetzt, wird der Kindergottesdienst insgesamt jedoch nach wie vor besser besucht als der Erwachsenengottesdienst. Das Durchschnittsalter der teilnehmenden Kinder hat sich in den vergangenen Jahren deutlich nach unten verschoben. Nicht allein deswegen orientiert sich der Kindergottesdienst – in den westlichen Gliedkirchen eher als in den östlichen – schon lange nicht mehr ausschließlich an den Formen des Erwachsenengottesdienstes. In vielen Orten gestalten Mitarbeiterteams Familiengottesdienste – teilweise integriert in weitere Aktivitäten wie gemeinsame Mahlzeiten, Spiel, Tanz –, Abendmahlsfeiern mit Kindern und Erwachsenen, Kinderfrühstück, Krabbelgottesdienste, Kinderbibeltage und -wochen, Kinderkirchentage etc. Diese Öffnungen geschehen am ehesten in solchen Kirchengemeinden, wo Ehrenamtliche mitbeteiligt sind, wo Gruppen mit unterschiedlicher Prägung nicht gegeneinander, sondern miteinander arbeiten und wo kindgemäße Räumlichkeiten zur Verfügung stehen.
- In den östlichen Gliedkirchen hat sich die *Christenlehre* in einem langen Prozeß von einem schulisch ausgerichteten Unterricht in der Gemeinde zu einer situationsorientierten Arbeits- und Lebensform von und mit Kindern in der Gemeinde entwickelt. Konnte sie sich anfangs darauf verlassen, daß das familiäre

Umfeld die Kinder wenigstens ansatzweise erleben ließ, daß der christliche Glaube lebenspraktische Relevanz hat, so wurde diese Grundlage immer brüchiger, je stärker christliche Traditionen abbrechen sowie Schule und Gesellschaft der DDR Kirche und Religion ausgrenzten. Das mußten gerade die Kinder der Christenlehre und ihre Angehörigen oft leidvoll erfahren. Die seelsorgerliche Hinwendung zum einzelnen Kind wurde zunehmend bedeutsamer und im Interesse eines ganzheitlichen Ansatzes wurden vielfältige Arbeitsformen entwickelt. Meint Christenlehre in der Regel das wöchentliche Treffen in der überschaubaren, von Katechetinnen und Katecheten geleiteten Gruppe, wurde sie in einigen Landeskirchen zum Synonym kirchlicher Arbeit mit Kindern überhaupt und umfaßt Kinderkirchentage, -bibelwochen, -nachmittage und -freizeiten ebenso wie verschiedene Formen von Gottesdiensten mit Kindern. Über Freundschaften fanden auch vor der Wende immer wieder Kinder den Weg in die Gruppen, deren Eltern keinerlei kirchliche Kontakte besaßen. Mit der deutschen Vereinigung wurden andere Entwicklungen der Christenlehre möglich, die im Zusammenhang mit der Einführung des Religionsunterrichts zu tiefgreifenden Auseinandersetzungen und Verunsicherungen führten. Wie die Lernorte Schule und Kirche wechselseitig aufeinander bezogen sind, macht die neue Denkschrift der EKD zum Religionsunterricht »Identität und Verständigung« deutlich. Sie bietet eine Plattform, die auch in den östlichen Gliedkirchen viel Zustimmung findet. Bei allen zukünftig notwendig werdenden Wandlungen, die ebenso das Verhältnis von Christenlehre und Konfirmandenarbeit betreffen, bleibt eine Intention der Christenlehre vorbildlich und unaufgebbar: Kinder und Eltern in der Zeit zwischen Taufe und Konfirmation in der Kirche wahrzunehmen, sie systematisch und konzeptionell durchdacht zu begleiten und – wenn möglich – in das Gemeindeleben einzuladen und einzuführen. Hier liegt, wie die EKD-Synode 1988 festgestellt hat (s.o.), ein Aufgabenfeld, dem sich auch die westlichen Landeskirchen viel entschlossener zuwenden müßten, wo zwischen der oft punktuell bleibenden Säuglingstaufe und dem Zeitpunkt der Konfirmation wenig kontinuierliche Begleitung in der Breite stattfindet.

- In Deutschland gibt es etwa 8000 *evangelische Tageseinrichtungen für Kinder*. Ungefähr 45000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind dort hauptamtlich tätig. Während in Westdeutschland damit etwa 30% aller Einrichtungen sich in evangelischer Trägerschaft befinden, gab es in Ostdeutschland bis 1989 nur insgesamt rund 300 evangelische Kindergärten. In den östlichen Gliedkirchen wurde ihre Arbeit bewußt als Verkündigungsdienst im Bereich der Gemeinde verstanden und geschätzt sowie staatlicherseits nicht gefördert, sondern nur geduldet. Wenn auch in allen Landeskirchen der christliche Auftrag, mit Kindern zu leben und zu arbeiten, aus dem Evangelium begründet wird, so hat sich in den westlichen Gliedkirchen immer mehr ein besonderes Profil dieser Arbeit herausgebildet:

Evangelische Tageseinrichtungen für Kinder bieten die Chance, sich mit einem kirchlichen Angebot an alle Kinder und ihre Familien im Wohnumfeld wenden zu können. An dieser Öffentlichkeit muß sich die pädagogische Arbeit orientieren, ohne dabei den christlichen Auftrag zu verleugnen. Mit der gesetzlich vereinbarten Bezuschussung kirchlicher Kindergartenarbeit im Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes entsteht eine hohe Planungssicherheit, aber natürlich ebenso eine gesellschaftliche Verantwortung für die Gestaltung eines an den Bedürfnissen und Interessen von Kindern orientierten Angebotes. Zunehmend haben in den vergangenen Jahren Landeskirchen und ihre Synoden einen Umdenkungsprozeß eingeleitet, der neben der Debatte um das Profil der Kindergärten auch ihren sozialdiakonischen Auftrag thematisiert. In einer christlich geprägten Kindergartenkultur, die die vorhandene kulturelle und religiöse Pluralität berücksichtigt, gemeinsam leben und glauben zu lernen, wird zunehmend wichtig. Die spirituelle Dimension der Arbeit, Bilder, Geschichten, Symbole, Feste und Feiern kommen verstärkt oder ganz neu in den Blick. Die aktuelle Diskussion über wohnortnahe und mit anderen sozialen Angeboten im Wohnumfeld vernetzte Kindereinrichtungen könnte dazu helfen, die gesamte kirchengemeindliche Arbeit bewußter gemeinwesenorientiert auszugestalten.

- Dort, wo kirchliche Bindungen vollkommen verlorengegangen sind, greifen traditionelle Formen der Arbeit mit Kindern meist

nicht mehr. Verstärkt arbeiten darum *missionarische und andere Gruppen* an sozialen Brennpunkten und öffentlichen Plätzen in Dörfern und Städten: Mitmachtheater im städtischen Kulturhaus, Spielplatzaktionen, Campingplatzeinsätze, Kinderzirkus, offene Kindertreffs in Trabantenstädten etc. eröffnen neue Möglichkeiten kirchlicher Arbeit mit Kindern, die immer mehr an Bedeutung gewinnen werden.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß in der evangelischen Kirche auf vielfältige Weise Arbeit mit Kindern betrieben wird. In dieses Engagement der Kirche setzen die Menschen Vertrauen. Die sich daraus ergebenden Chancen werden jedoch nicht ausreichend genutzt. Die Begleitung der getauften Kinder müßte deutlich intensiviert werden. Konfessionslose Kinder sind nur am Rande im Blick. Kinder werden auch in der Kirche keineswegs überall als eigenständige Menschen wahrgenommen. Sie stehen oft nicht in der Mitte, wohin Jesus sie gestellt hat (Mk. 9,33-37).

3.2 Wie Kinder glauben

Unsere Vorstellungen über das Christsein sind hauptsächlich von Vorbildern Erwachsener bestimmt. Erwachsene in nahezu jeder christlichen Tradition setzen voraus, wenn man zur Kirche gehört, dann habe man bestimmte Dinge zu glauben und bestimmte Dinge zu tun. Aber die Dinge, die zu glauben sind, können meistens nur Erwachsene verstehen, und die Dinge, die zu tun sind, können meistens nur Erwachsene tun. Diese von Erwachsenen her gewonnenen Kategorien von Glaube und Verhalten geben aber keinen passenden theologischen Rahmen ab, um den Platz des Kindes in der Kirche zu verstehen. Kindheit verlangt eine eigene Theologie.

Das bedeutet nicht, daß es ein anderes Evangelium für Kinder gibt, so wenig es ein anderes Evangelium für Frauen gibt. Aber es bedeutet, daß wir in derselben Weise, wie wir versuchen, in eine vorherrschend männlich bestimmte Theologie eine weibliche aufzunehmen, auch die Kindheit aufnehmen müssen.

(Studie des Britischen Kirchenrats von 1975)

Wenn über den Ort der Kinder in der Gemeinde nachgedacht wird, geht es üblicherweise um die Aufgaben, die Erwachsene an Kindern haben. Es wird nach vorbildlichen Modellen gefragt, die Kin-

der in die Gemeindearbeit einbeziehen, oder es sind die Probleme im Blick, die Mädchen und Jungen in dieser Gesellschaft haben. Dabei wird häufig in dieselbe Richtung gedacht: Was können Erwachsene für Kinder tun? Wie können diese glauben lernen beziehungsweise im Glauben gefestigt werden?

Gegenüber dieser Blickrichtung sind wir zu einem Perspektivenwechsel aufgefordert, der auch theologisch begründet ist (vgl. Kap. 2): Kinder sind Menschen in vollem Sinne und von Anfang an. Jedes Kind ist ebenso ein kostbares Geschöpf Gottes wie jeder Erwachsene. Gerade den Kindern, die keine »Erwachsenenleistungen« vorweisen können, hat Jesus das Reich Gottes zugesprochen. Und er hat seine Jünger hart kritisiert, als sie ihm die Kinder vom Leibe halten und ihn auf die Kommunikation mit Erwachsenen festlegen wollten (Mk. 10,13-16). Diese biblische Sichtweise (vgl. u. umfassender den Text »Kinder und Bibel«) findet sich in der kirchlichen Arbeit mit Kindern und in der täglichen Gemeindepraxis oft nicht wieder. Wir nehmen Kinder meist nicht so wahr, wie sie wirklich sind, und sind blind für das, was sie eigentlich brauchen. Ihre spezifischen Einsichten, Ausdrucksmöglichkeiten und Gaben, mit denen sie uns und unsere Gemeinden innerlich bereichern und nicht selten beschämen können, werden häufig übersehen.

Die Notwendigkeit eines auch theologisch begründeten Perspektivenwechsels darf wiederum nicht mißverstanden werden (vgl. 2.2). Kinder sind nicht die wahren oder besseren Menschen – auch nicht im Sinne einer moralischen Qualität. Sie sind kein Samenkorn, aus dem sich unter den richtigen Bedingungen verantwortungsvolle Christen entwickeln. Die christliche Sehnsucht nach dem Reich Gottes darf das Kind nicht religiös überhöhen und so zu einem falschen »Mythos vom Kind« beitragen. Umgekehrt ist ein Mensch nicht darum um so menschlicher, je mehr er über Rationalität und Erwachsenenverhalten verfügt. Erwachsene wie Kinder sind begrenzte Menschen. Die Ausbildung eines geschärften Gewissens, die Erkenntnis von Recht und Unrecht und damit die Einsicht in die eigene Schuldfähigkeit sind ein Prozeß ohne Altersgrenzen. Dieses Wissen kann auch das Verhältnis von Eltern und Kindern entlasten. Eltern wie Kinder machen Fehler und brauchen Vergebung.

Vom Glauben der Kinder

Lieber Gott beschütze meine Eltern und meine Geschwister ich bitte dich auch das mein Bruder in den Ferien Arbeit findet dafür bitte ich dich im Namen an Jesus Christus (Anna)

Ich kann nicht so weiterleben! Helf mir Ich bete das ich die OS schaffe! Danke! (Silke)

Danke für die schönen dinge lieber Gott du bist toll Von (Verena)

Lieber Gott! Helfe den »Armen« Kindern, das sie was zum Essen und Trinken haben. Danke! Deine (Claudia)

Lieber Gott, ich danke Dir, das ich eine liebe und gesundee Mama habe. (Julia)

Lieber Gott mach das ich nicht mehr traurig bin Deine (Friederike)

Mach das man geliebt wird wie man ist. Amen ()

Lieber Got ich wünsche mir das ich ein Bruder oder eine Schwester bekomme und das sie immer gesund bleibt. Das ist mein wunsch. Mein Vater und meine muter sollen wieder zusammen finden ()

Gott ich mag dich ganz doll! (Sarah)

Lieber Vater! Mach doch das es keinen Krieg mehr gibt und niemand mehr leiden muß. Danke.()

Ich danke dir daß wir leben dürfen, und unser täglich Brot kriegen Amen Danke (Caroline)

Lieber Gott laß das ich nie schläge bekomme (Majk)

Lieber Gott verzeihe das ich so ungezogen war. Gib meiner Familie schutz und zufriedenheit. Ich glaube an Dich. Ich vertraue Dir. Ich liebe Dich. (Trixi)

Lieber Jesus Mach das keiner krank wird vor Hunger (Patricia)

(Gebete von Kindern an einer Gebetswand in der Marktkirche Hannover)

Jesus hat mit seiner Hinwendung zu den Kindern deren Glauben den Erwachsenen zum Vorbild gemacht. Deshalb kann es für uns Christen nicht darum gehen, Arbeitsformen zu entwickeln, mit deren Hilfe wir unseren Erwachsenenglauben den Kindern möglichst effektiv weitervermitteln können. Zuallererst sollten wir Jesu Wort und Verhalten gegenüber den Aufwachsenden als Hinweis verstehen, den sich entwickelnden und verändernden Glauben der Kinder in seiner jeweiligen Ausprägung achten und verstehen zu lernen.

Ergebnisse der religiösen Lebenslaufforschung zum Beispiel weisen darauf hin, daß der Glaube schon in der vorsprachlichen Phase des ersten Lebensjahres beginnt, in der das kleine Kind Vertrauen in seine Umwelt und in die ihn umgebenden Menschen

entwickelt. Sie beschreiben ferner die sich anschließende Phase eines intuitiv-projektiven Glaubens (J. Fowler), in der das Kind mit Hilfe seiner starken Phantasie seine Lebenserfahrungen zu deuten versucht. Auch der Glaube ist hierbei von einer starken Vorstellungskraft geprägt, die noch nicht von den Gesetzen der Logik begrenzt wird. Dabei werden viele fundamentale Erfahrungen, etwa mit den Eltern, auch auf Glaubensvorstellungen projiziert. Gegen Ende des Vorschulalters und während der ersten Schuljahre werden Geschichten und Symbole für die Orientierung des Kindes ganz wichtig. Die Kinder sind dabei offen für viele biblische und religiöse Geschichten, die sie gern hören oder sehen, die sie gern nachspielen und innerlich mitvollziehen. Mythologische Aussagen werden noch nicht zum intellektuellen Problem, sie gehören zum faszinierenden Material der Geschichten und werden in der Regel wörtlich und direkt verstanden. Für die größeren Kinder und jüngeren Jugendlichen ist ausschlaggebend, ob sie mit ihren Fragen und Erfahrungen Erwachsene und eine Gruppe finden, denen beziehungsweise der sie sich anvertrauen können. Sie wollen jetzt »glauben, was die anderen glauben«, weil sie mit ihren disparaten Erfahrungen, mit ihren gestiegenen intellektuellen Einsichten und dem überlieferten Glaubenswissen nicht allein fertigwerden können.

Die Ergebnisse der Lebenslaufforschung zeigen, daß eine Phase gegenüber einer anderen nicht gewertet werden darf, sondern ihr je eigenes Recht auf Entfaltung hat. Wenn Erwachsene Kinder auf ihrem Weg des Glaubens begleiten wollen, müssen sie diese Ausprägungen des Glaubens bei den Kindern und bei sich selbst achten. Sie werden zu verstehen suchen, was Kinder glauben und wie sie glauben. Kinder brauchen in der Begegnung mit Erwachsenen einen Freiraum für ihre eigenen Erfahrungen und Deutungen, nicht nur Korrektur oder Belehrung. Deutlich ist zugleich, daß Kinder in den verschiedenen Lebensphasen den Glauben nicht nur als intellektuelle und innerliche Angelegenheit verstehen. Kinder glauben ganzheitlich: mit ihrer Phantasie und Intuition, erfahrungsbezogen und eingebunden in die Gemeinschaft mit anderen. Eine solche ganzheitliche Glaubenshaltung ist auch für Erwachsene wichtig. Damit ist klar, daß sich die angesprochenen Phasen wohl unterscheiden, aber nicht im Sinne eines gestuften Ent-

wicklungsprozesses gegeneinander abgrenzen lassen. Zwischen dem Erwachsenwerden im Glauben und dem, daß Christen ihr Leben lang Kinder Gottes sind (vgl. Röm. 8,14-16) und wie Kinder glauben sollten, besteht ein spannungsvoller Zusammenhang. Ein erwachsener Glaube muß sich in Anfechtungen des Denkens und Lebens bewähren, die ein Kind so noch nicht kennt. Zugleich wie ein Kind glauben heißt, Gott dennoch zuversichtlich zu vertrauen, wie es nur ein Kind kann.

Vom Glauben der Kinder lernen

	(Beim Abendbrot)
Tabea [7jährig]	sag mal, Papa, kommen alle Menschen in den Himmel, auch die Räuber?
Tobias[5jährig, ihr Bruder]	ja, die kommen auch in den Himmel, aber in den Räuberhimmel.

Vom Glauben der Kinder kann nicht geredet werden, ohne zugleich die früh aufbrechenden Fragen und Zweifel vor Augen zu führen, die Kinder bedrängen. Schon im Kindergartenalter beunruhigt es Kinder, daß Tiere und Menschen sterben, und sie klammern sich daran, daß wohl wenigstens einer, Gott, »nie stirbt«. Bedrohlich ragt der Tod in das von Trennungsängsten umtriebene junge Leben hinein.

Wenn kleine Kinder religiös denken, entwickeln sie eine Welt-sicht, in der alles noch miteinander zusammenhängt. Sie sehen und empfinden die natürlichen Vorgänge des Lebens wie menschliche Vorgänge. Die Natur ist darum beseelt; Pflanzen können Schmerzen empfinden. Eine Neunjährige hat gesehen, wie ein Baum umfiel: *»Es hörte sich an wie eine Gewehrschuß. Wenn ein Baum stirbt – das ist auch Leben... Gott muß es wehtun, wenn ein Baum krank ist.«*

Wenn Kinder das Leiden auf dieser Welt mitbekommen oder wenn sie gar selbst durch schwere Krankheit betroffen sind, stehen sie hilflos vor der Frage, warum das so ist und ob Gott helfen kann, den doch die Erwachsenen, wenn sie überhaupt von ihm sprechen, üblicherweise als den »lieben Gott« apostrophieren. Kinder wissen mehr oder weniger, daß man zu Gott betet. Aber hört

er wirklich jeden einzelnen in der weiten Welt? Kann er Gebete gleichzeitig hören und sie erfüllen? Und: »Woher wissen wir wirklich, wenn wir beten, daß wir zu Gott sprechen?« (eine Grundschülerin). Diese Zweifel berühren das Zentrum des christlichen Glaubens, und sie nehmen bereits vorweg, was dann massiv die religiöse Problematik der Jugendlichen ausmacht (vgl. EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht »Identität und Verständigung« 1994).

Neben dem Wandel des Glaubens der Kinder im Lichte der Befunde über die verschiedenen Phasen (s.o.) und neben ihren Fragen und Zweifeln sollten Erwachsene erkennen, daß die Kinder selbständig ihre eigene Religion entwerfen. Hierbei verwenden sie zwar, was sie vom Christentum sehen und hören, aber nie übernehmen sie einfach nur, um sich damit zu begnügen. Dafür sind sie viel zu sehr aktive Erkunder ihrer immer wieder neu überraschenden Welt und eigenständige Entdecker von möglichen Antworten auf die Rätsel, die sich ihnen auftun. Jedes Kind entwickelt gleichsam seine eigene Theologie; dies ist zumindest sehr wahrscheinlich dort der Fall, wo in einer Gesellschaft insgesamt noch von Gott die Rede ist und es Ausdrucksformen von Religion gibt.

Zusammengefaßt fordern uns Glaube und Religion der Kinder in dreifacher Weise heraus. Von Religion sprechen wir übrigens, weil es ja keineswegs stets der christliche Glaube und auch nicht der erwachsenentheologisch gesehen korrekte Glaube ist, der uns entgegentritt:

- Wie sich Kinder überhaupt entwickeln und ihre Vorstellungs- und Gefühlsweisen sich ändern, wandelt sich auch ihr Glaube; nehmen wir diesen Wandel verständnisvoll genug wahr?
- Früh werden sie durch Zweifel bedrückt; sind wir für diese Zweifel sensibel genug, oder werden sie gar durch uns unterdrückt?
- Kinder sind selbständige religiöse Entdecker und eigene kleine Theologen; nehmen wir sie bei der Suche und eigenständigen religiösen Sinngebung ernst?

Wir können als Erwachsene aus der Kommunikation mit Kindern in Gottesdiensten, in Abendmahlsfeiern, bei Festen und an anderen Orten im Alltag viel lernen. Sie können uns helfen, manche persönliche oder gemeindliche Enge und Einseitigkeit zu überwinden und zu einem ganzheitlichen Leben und Glauben zu finden. Sie

können uns lehren, wie Kinder zu glauben. Wo die Kirche sich der Begegnung mit den Kindern entzieht, verliert sie mehr als nur diese Kinder. Sie verarmt auch selbst in ihrem Glauben und Leben.

3.3 Konsequenzen

Die Arbeit mit Kindern fordert das Engagement einer Kirche, die sich den Kindern liebevoll und intensiv zuwendet. Dies schließt ein, immer wieder darüber nachzudenken und zu überprüfen, wie die Arbeit mit Kindern weiter entwickelt und gefördert sowie besser in eine Gesamtkonzeption der kirchlichen und der gemeindepädagogischen Arbeit einbezogen werden kann. Dazu müssen Kinder und die Einrichtungen für Kinder viel stärker in das Bewußtsein aller Verantwortlichen in der Kirche gelangen. So ist jede Ebene kirchlichen Wirkens und jede einzelne Kirchengemeinde herausgefordert,

- die Situation von Kindern in allen Lebensbereichen und besonders in der Ortsgemeinde wahrzunehmen;
- das Vertrauen der Menschen, das diese in die Bewahrung der Kindheit durch die Kirche setzen, nicht zu enttäuschen und die sich daraus ergebenden missionarischen Möglichkeiten zu nutzen;
- die Begleitung der Kinder zu intensivieren und mehr Angebote zu machen, die Kinder einbeziehen und von ihnen her gestaltet sind;
- mit Kindern eine Lebens- und Lerngemeinschaft zu bilden und sie an den christlichen Glauben heranzuführen;
- zu erkennen, wo und wie Kinder gefährdet sind oder ihre Belange geringgeschätzt werden;
- zu prüfen, wie sie zur Anwältin der Kinder und ihrer Interessen werden kann.

Prüfsteine auf dem Weg zu einer kindgerechten Kirche

Die Arbeit mit Kindern hat in der Kirche einen bestimmten Platz. In den Kirchenordnungen der verschiedenen Landeskirchen ist verankert, daß die Kirche, weil sie Kinder tauft, ihnen gegenüber

eine besondere Verpflichtung für ihre Lebensbedingungen trägt. Dennoch gibt es auch in der Kirche sehr unterschiedliche Bedingungen für Kinder und die Arbeit mit Kindern (vgl. 3.1). Auf dem Weg zu einer kindgerechten Kirche müssen darum alle Ebenen kirchlichen Wirkens einer *Prüfung ihrer Kinderfreundlichkeit* unterzogen werden. Die folgenden Fragen, die aus verschiedenen Fragekatalogen zusammengestellt sind (z.B. aus »*Gemeinde ... Oase für Kinder*«, Evangelische Kirche im Rheinland 1993), können als beispielhafte Prüfsteine verstanden werden:

- Wieviele Kinder, in welchem Alter, leben im Bereich der Kirchengemeinde?
In welchen sozialen, familiären und kulturellen Zusammenhängen leben die Kinder?
Wie leben die Kinder (Tagesablauf, Freizeitgestaltung ...)?
Welche Kinder nehmen teil an den kirchlichen Angeboten, welche nicht?
Welche Bedürfnisse oder Fähigkeiten haben Mädchen und Jungen?
Wissen wir etwas darüber, wie die Kinder unsere Kirchengemeinde erleben?
Kennen wir die Erwartungen und Wünsche der Kinder?
Gibt es Orte und Gelegenheiten, wo die Kinder ihre Wünsche, ihre Kritik, ihre Erwartungen und Fragen zum Ausdruck bringen können?
- Wird die Arbeit mit Kindern als ein eigenständiger Arbeitsbereich der Kirchengemeinde angesehen, in die kirchlichen Ordnungen einbezogen und von den entsprechenden Gremien berücksichtigt?
- Wie drückt sich der Stellenwert der Arbeit mit Kindern im Haushaltsetat der Kirchengemeinde aus?
- Wie sieht die finanzielle, personelle und materielle Ausstattung der kirchlichen Angebote für Kinder in der Kirchengemeinde aus? Sind Verbesserungen nötig?
- Bestehen für die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesem eigenständigen Arbeitsbereich der Kirche kontinuierliche Fort- und Weiterbildungsangebote?
- Welche Anerkennung, Unterstützung und Förderung erfahren

die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirchengemeinde?

- Wie werden besonders die Ehrenamtlichen begleitet, beraten und bewertet?
- Werden Vernetzungsstrukturen und Kooperationsmöglichkeiten für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Arbeit mit Kindern geschaffen, gestützt und gefördert?
- Sind die Arbeitszeiten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter so gestaltet und strukturiert, daß sie selbst und ihre eigene Familie nicht darunter leiden?
- Werden die kirchlichen Angebote für Kinder ihren Bedürfnissen und den immer komplexer werdenden Lebenszusammenhängen gerecht?
- Entsprechen die religionspädagogischen Zielsetzungen der Arbeit mit Kindern der unterschiedlichen sozialen, familiären und kulturellen Herkunft der Mädchen und Jungen?
- Welche Räume und Plätze stehen für die Arbeit mit Kindern zur Verfügung?
Sind die Räume offen für Kinder und eingerichtet nach den Bedürfnissen der Kinder?
Sind Frei- und Grünflächen für Kinder vorhanden und dürfen sie auch von ihnen mitgestaltet werden?
- Welche Entscheidungsgremien befassen sich regelmäßig mit der Arbeit mit Kindern?
- Gibt es in unserer Kirchengemeinde Personen, die als Anwälte für Kinder deren Interessen in der Gemeinde vertreten?
- Sind haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kinderarbeit in den Leitungs- und Entscheidungsgremien der Kirchengemeinde vertreten?
- Gibt es ein eigenständiges Gremium von Kindern zur unmittelbaren Mitbestimmung und Interessenvertretung in der Gemeinde?

Die Prüfung dieses Fragenkataloges kann zur Entwicklung einer kindgerechten Gesamtkonzeption der kirchlichen Arbeit in der Gemeinde und darüber hinaus beitragen. Allerdings ist auch nach den Gründen zu fragen, warum trotz vieler guter Absichten, sich für Kinder und ihre Anliegen einzusetzen, das für richtig Erkannte nicht in die Tat umgesetzt wird. Wo gibt es Bedenken und Wider-

stände? Manche der Prüfsteine stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem grundsätzlichen Verständnis von Kirche und Gemeinde.

Kindgerechte Kirche und Gemeinde

Der Herr der Kirche setzt sie [die Kinder] in die Mitte der Kirche. Heute und hier ebenso wie einst in Galiläa, nicht als Objekte unserer Wohltätigkeit oder gar als Empfänger unserer Anweisungen, sondern in letzter Konsequenz als Vorbilder für die Jüngerschaft. Eine Kirche, die nicht vorbehaltlos Kinder in ihre Gemeinschaft aufnimmt, beraubt diese Kinder dessen, was ihnen rechtmäßig zusteht. Aber der Verlust, den eine solche Kirche selbst erleidet, ist noch viel schwerwiegender. (Studie des Britischen Kirchenrates von 1975)

Kirche und Gemeinde sind dann kindgerecht, wenn sie die gesellschaftlich vielfach bestehende Ausgrenzung der Kinder aus der Erwachsenenwelt überwinden und sich als generationenübergreifende und -verbindende »*familia dei*« verstehen. In ihr bilden Männer und Frauen, Mädchen und Jungen eine *Glaubens-, Lebens- und Lerngemeinschaft*, gestalten »Modelle des Menschseins« (H. R. Weber). Erwachsene erzählen die biblischen Bilder und Geschichten, reden von ihren Gottese Erfahrungen, teilen ihr Leben, beten für Kinder und mit Kindern und bringen ihnen so eine christlich-religiöse Praxis nahe, ohne sie zu belehren oder zu bedrängen. Kinder spüren sehr deutlich, ob sie lediglich zu Objekten von bestimmten Bemühungen gemacht werden – selbst wenn diese in wohlmeinender Absicht erfolgen – oder ob Erwachsene offen sind für eine Begegnung in wechselseitigem Geben und Nehmen. Wer mit Kindern umgeht und Einfluß nimmt auf ihre religiöse Entwicklung, muß das eigene Tun und seine Zielsetzung sehr genau prüfen. Jedes Unterrichten von »Religion«, jeder mit Kindern gefeierte Gottesdienst hat Auswirkungen auf ihr Gottesbild und ihre religiösen Vorstellungen überhaupt. Umgekehrt können Erwachsene in der Kirche von Kindern lernen. Ihr Glaube, ihr Vertrauen, ihre Phantasie, ihre Offenheit, ihre Spontaneität, ihre Neugier, ihre Unbekümmertheit, ihr Mit-Leiden-Können, ihr Umgang mit Zeit, mit Gefühlen, mit neuen Erfahrungen können

in unseren Gemeinden positive Veränderungsprozesse auslösen. Kirche sollte den Reichtum entdecken, den sie mit den Kindern und deren lebendiger Art des Glaubens in ihrer Mitte hat. Mädchen und Jungen als gegenwärtige und vollgültige Glieder der Gemeinde werden Erwachsenen zum Vorbild, das Geschenk der Gottesherrschaft in der Art der Kinder anzunehmen.

Die beschriebene »familia dei« ist eine Zielperspektive, die zu keinen Illusionen führen darf. Menschliche Brüche, Generationenkonflikte und gesellschaftliche Gegebenheiten nehmen Einfluß auf das Leben in der Gemeinde. Wo das nicht berücksichtigt wird, kann es zu beschönigenden Harmonisierungen kommen, die weder Kindern noch Erwachsenen gerecht werden und ein wirkliches Von- und Miteinanderlernen besonders nachhaltig unterbinden. Dennoch bleibt der Anspruch, in der Kirche eine Glaubens-, Lebens- und Lerngemeinschaft zu bilden, nicht nur auf die Zukunft verwiesen, sondern er muß auch in der Gegenwart immer wieder erkennbar und erlebbar werden. Eine *kindgerechte christliche Praxis* verwirklicht sich deswegen nicht ausschließlich in einer zunehmenden Zahl von Angeboten, die dem jeweiligen Alter und dessen Bedürfnissen entsprechen. Angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen (Einzelkinder, Kleinfamilien, Scheidungen, Alleinerziehende) brauchen Kinder Freiräume und Möglichkeiten, die ihnen alters-, geschlechts- und generationenübergreifende Gemeinschaftserfahrungen ermöglichen. Durch die Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft sind verbindende Erfahrungen, an die die christliche Praxis über Jahrhunderte hinweg anknüpfen konnte, weitgehend verlorengegangen. Ebenso ist eine religiöse Dimension im täglichen Leben der meisten Familien überwiegend ausgeblendet. Christliche Gemeinden müssen deshalb zuerst eigene Gemeinschaftserfahrungen mit Kindern und für Kinder gestalten und dabei an bestehende Gemeinschaftserfahrungen im außerkirchlichen Bereich anknüpfen (z.B. durch Aktivitäten in Schulen, zusammen mit Vereinen, auf Spielplätzen etc.). Neue Formen des Zusammenlebens können die Kinder und deren Familien in die Gemeinde integrieren sowie die Mitverantwortung und bergende Funktion der Gemeinde zum Ausdruck bringen.

Zu unserer christlichen Praxis gehört die *Taufe* von Kindern im Säuglingsalter. Zunehmend findet sie jedoch zu einem späteren

Zeitpunkt – nicht selten erst im Zusammenhang der Konfirmation – statt. Die Konsequenzen, die sich aus beidem ergeben, müssen ernstgenommen werden. Einerseits können zum Beispiel Gemeindepasten die Getauften begleiten, Taufeltern in Erfahrungsgruppen zusammenkommen und Taufferinnerungsgottesdienste gefeiert werden. Andererseits geht es nicht nur um die verschiedenen Formen der Taufbegleitung und des kirchlichen Unterrichts. Durch konkrete Schritte müssen die Kinder – auch die ungetauften beziehungsweise noch nicht getauften – einbezogen und muß ihre Lebenssituation wahrgenommen werden, zum Beispiel über eine Vertretung der Kinder und ihrer Interessen in den kirchlichen Gremien durch Kinderpresbyter oder -gemeinderäte, Anhörungen der Kinder oder Rechenschaftsberichte über die Situation der Kinder in der Gemeinde etwa im Rahmen einer Visitation.

Die Diskussionen um das *Abendmahl mit Kindern* und die Ermutigungen von Landessynoden, »von der Möglichkeit Gebrauch zu machen, Kinder zum Abendmahl der Gemeinde einzuladen« (Kurahessen-Waldeck 1991), haben in nicht wenigen Gemeinden dazu geführt, Mädchen und Jungen in diese besondere Gemeinschaft einzubeziehen und mit ihnen das Abendmahl zu feiern. In der noch häufig anzutreffenden Abendmahlspraxis vieler Gemeinden, die die Zulassung zum Abendmahl ausschließlich mit der Konfirmation verbindet, wird jedoch deutlich, daß die Ausgrenzung der Kinder keineswegs überwunden ist.

Insgesamt ist eine Neubesinnung über das Verständnis der *Konfirmation* geboten. Sie darf nicht nur ein punktuelles Ereignis sein, bei dem die Aufnahme in die »Gemeinde der Erwachsenen« vollzogen wird. Vielmehr müssen im Sinne eines kontinuierlichen und übergreifenden Prozesses die Konfirmation und die Arbeit mit Konfirmanden und Konfirmandinnen in die verschiedenen Formen der Lebensbegleitung im Kindheits-, Jugend- und Erwachsenenalter einbezogen werden, so daß das taufende und das konfirmierende Handeln der Kirche wirklich ineinandergreifen.

Daß in der christlichen Gemeinde beide, Erwachsene wie Kinder, Gebende und Empfangende, Lehrende und Lernende sind, muß sich vor allem in den unterrichtsnahen Angeboten wie Christenlehre und Konfirmandenunterricht widerspiegeln. Es berührt aber

ebenso *andere Arbeitsfelder*, die insgesamt stärker vernetzt werden sollten. So könnten zum Beispiel Kindergarten- und Kindergottesdienstarbeit ihre Jahresplanung miteinander abstimmen. Über den gemeindlichen Bereich hinaus sollte eine Zusammenarbeit mit den öffentlichen Schulen und den nichtkirchlichen Kindergärten aufgebaut beziehungsweise vertieft werden.

Personelle und materielle Voraussetzungen

Zum einen brauchen zuallererst diejenigen, die in der Kirche Mädchen und Jungen hauptamtlich begleiten wollen (Erzieherinnen und Erzieher, Diakone und Diakoninnen, Katechetinnen und Katecheten, Sozial- und Gemeindepädagogen und -pädagoginnen etc.) eine fundierte Ausbildung und gesicherte Berufsperspektiven. Ihre Qualifikationen sind in der Kirche unverzichtbar. Damit zum anderen eine gute Vernetzung zu den weiteren Arbeitsbereichen der Kirche gelingt, muß die Kindgerechtigkeit von Kirche und Gemeinde Thema und fest verankerter Inhalt in den Aus- und Fortbildungsgängen haupt- und nebenamtlicher kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, gerade auch der Pfarrerrinnen und Pfarrer, sein. Schließlich müssen diejenigen, die als Ehrenamtliche unentgeltlich und freiwillig mit Kindern arbeiten, durch ausreichende Fortbildungsangebote und auf personelle und materielle Weise Unterstützung erfahren.

Für alle Formen der Arbeit mit Kindern sind die erforderlichen finanziellen Mittel zur Verfügung zu stellen. Trotz knapper werdender Haushaltsmittel muß dieser überaus wichtige Bereich kirchlicher Arbeit nicht nur erhalten, sondern gerade im Blick auf eine fortschreitende Entkirchlichung weiter ausgebaut werden.

Aktive Beteiligung an der Gemeinwesenarbeit

Eine kindgerechte Gemeinde wird zur Anwältin der Kinder gegen kinderfeindliche und Kinder ausgrenzende Strukturen in der Gesellschaft und bemüht sich um die Veränderung der Faktoren, die Mädchen und Jungen in ihrem Aufwachsen gefährden oder beeinträchtigen (vgl. Kap. 1). Konkret bedeutet dies, daß sich die Kirche in das einbringt, was zum Beispiel die Kommunen planen und

durchführen: als Körperschaft öffentlichen Rechts kann sie Bebauungspläne und Verkehrsplanungen einsehen und Einfluß nehmen auf Einrichtungen und Lebensräume für Kinder (Kinderhäuser, -tagesstätten, Kindertelefon etc.). Kirche sollte es als ihre Aufgabe begreifen, durch die Zusammenarbeit mit kirchlichen und außerkirchlichen Werken, Verbänden und Organisationen eine Lobby für Kinder zu bilden.

Eintreten für die Kinder in der »Einen Welt«

Wir alle müssen aufpassen, daß es noch lange Zeit Bäume gibt, die in einen blauen Himmel wachsen können. Wir alle müssen uns dafür einsetzen, daß niemand mehr einen anderen Menschen in einem Krieg erschießt. Wir alle müssen teilen lernen, daß niemand mehr verhungert. Wir alle müssen uns darum bemühen, daß jeder kleine und jeder große Mensch sicher und geschützt in einer heilen Mitwelt leben kann. ... Glaub nicht, daß wir alles wissen, aber glaubt, daß wir alles tun wollen.
(Brief an die Kinder der Ökumenischen Versammlung in Dresden am 30. April 1989)

Die Anwaltschaft der Kirche für die Kinder muß im ökumenischen Kontext geschehen: am Wohn- und Lebensort der Kinder durch die Zusammenarbeit der christlichen Konfessionen und darüber hinaus durch das Eintreten für die Kinder in der Welt – verbunden mit Projekten, Partnerschaften etc., an denen Mädchen und Jungen aktiv beteiligt sind. Anwältin für Kinder kann Kirche ferner nur in Verantwortung für die »Eine Welt« sein, im konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, im Engagement für eine bewohnbare Erde, die den Sanftmütigen gehört, in der die Hungrigen satt und die Traurigen getröstet werden.

Kirche als Ort der Umkehr und der Gemeinschaft

Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe der große und schreckliche Tag des HERRN kommt. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern, auf daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage.
(Maleachi 3,23+24)

Die Worte Jesu zu den Kindern (vgl. 3.2) stehen im Zusammenhang der Rede vom nahe herbeigekommenen Himmelreich. Es hat eine gegenwärtige und eine zukünftige Dimension. Ihm geht der Ruf zur Umkehr und Buße voraus. Dieser Ruf betrifft zuallererst die Kirche und die erwachsenen Christen. Bevor sie im Blick auf die Kinder mit Forderungen an andere herantreten, müssen sie selber innehalten und nachdenken. Der Perspektivenwechsel, den das *Werden wie die Kinder* beinhaltet, läßt sich nicht einfach vornehmen. Das Wort aus Maleachi 3 (vgl. Lk. 1,17) weist darauf hin, das sich ein gutes Verhältnis von Vätern und Müttern und Töchtern und Söhnen nicht von selbst ergibt. Bei allen Bemühungen bleibt die »familia dei« ein Geschenk Gottes. Dennoch: In der Kirche sollte etwas zu spüren sein von den Wertmaßstäben und Gestaltungsformen des Reiches Gottes. Dazu gehört, daß sie die hierarchischen Strukturen der Gesellschaft nicht in sich abbildet, sondern den Schwachen und Kleinen Raum gibt und angemessenen Einfluß sichert. Die Kirche sollte Formen der Begegnung zwischen den verschiedenen Generationen anbieten und nicht in der üblichen Weise die Altersgruppen voneinander getrennt halten. Sie ist herausgefordert, eine besondere Kultur der Problemlösung, der Kreativität und der Partizipation zu entwickeln. Kirche sollte nicht ständigem Leistungsdruck erliegen, sondern ein Ort sein, wo unbeschwerte Freude und ausgelassenes Spiel Raum haben, wo liebevolle Beziehungen gestaltet werden können und wo Kommunikation gelingt, weil wir von Dank, Bitte, Vertrauen und Vergebung leben.

Kinder und Bibel

1. Kinder in der Bibel

Von Norbert Mette

Ist aus der Bibel überhaupt etwas Weiterführendes zu gewinnen, wenn die Frage nach dem »alten Gott für neue Kinder« verhandelt werden soll? Treffen wir in ihren Texten nicht unweigerlich auf

die »alten Kinder«, denen der »alte Gott« von früh an vertraut war? Auf diese skeptische Frage ist – so soll im folgenden zu zeigen versucht werden – mit Ja und Nein zu antworten. Das will sagen: Einerseits ist die Skepsis nur zu begründet; wer sich mit Kindern in der Bibel beschäftigt, bekommt es mit einer anderen Situation der Kinder und mit einem anderen Verständnis von Kindheit zu tun, als sie uns heute geläufig sind. Diese historische Differenz muß bewußt bleiben; und sie verbietet es, Aussagen der Bibel über die Kinder und den Umgang mit ihnen kurzschlüssig auf heute zu übertragen. Andererseits kann gerade dieser Abstand zu damals die Augen neu für die Gegenwart öffnen und möglicherweise zu selbstverständlich Gewordenes kritisch anfragen lassen. Im übrigen sollten bei aller Fremdheit die wirkungsgeschichtlichen Zusammenhänge nicht gänzlich übersehen werden; ist doch ausgerechnet von K. Marx das Diktum überliefert, man könne dem Christentum viel verzeihen, weil es uns gelehrt habe, die Kinder zu lieben.

Eine umfassende Ausarbeitung zum Thema ist hier nicht möglich.¹ Stattdessen sollen eher assoziativ einige Hinweise zusammengestellt werden, die möglicherweise neugierig werden lassen, die Bibel auf weitere Aspekte hin zu erkunden.

Erziehung mit Zucht und Strenge

»Beug ihm (sc. dem Sohn) den Kopf in Kindestagen; schlag ihm aufs Gesäß, solange er noch klein ist, sonst wird er störrisch und widerspenstig gegen dich, und du hast Kummer mit ihm.« (Sir. 30,12) Dieser Spruch ist dem Abschnitt aus dem Buch Jesus Sirach entnommen, der in der Einheitsübersetzung mit »Die Kinder« (30,1-13) überschrieben ist. Was hier zum Umgang mit den Söhnen – bezeichnenderweise ist nur von ihnen die Rede! – empfohlen wird, liest sich wie ein Kapitel aus der »Schwarzen Pädagogik«: Weil sie ansonsten leicht mißraten, müssen die Knaben mit Strenge erzogen werden, was auch körperliche Züchtigung mit-

1. Vgl. dazu jetzt insbesondere die auch das Erste Testament miteinbeziehende Untersuchung von P. Müller, In der Mitte der Gemeinde. Kinder im Neuen Testament, Neukirchen-Vluyn 1992.

einschließt. Dem korrespondiert der Rat: »Hast du Töchter, so behüte ihren Leib; zeig dich ihnen nicht allzu freundlich.« (Sir. 7,24) Wer in der Bibel Belegstellen für konventionelle Rollenschemata im Geschlechterverhältnis und für eine daraufhin angelegte Erziehung (im Sinne von Züchtigung) finden will, findet sie in diesem Buch zuhauf: »Der Sohn, vornehmlich der älteste, muß alle Traditionen und Werte seiner Sippe, alle auf ihn zukommenden Rechte und Pflichten und den Beruf des Vaters erlernen; die Tochter, in ihrer künftigen Rolle im hausfraulichen Bereich gesehen, wurde mit jenen Kenntnissen und Fertigkeiten vertraut gemacht, die zur idealen Ehefrau gehören (vgl. Spr. 3,10-31).«² A. Wuckelt hat Recht, wenn sie feststellt, daß maßgeblich für die Erziehung die Orientierung an Brauch und Sitte und der dadurch gesicherte Bestand von Sippe und Volk waren, nicht das Kind, sei es nun der Sohn oder die Tochter. Mißratene Kinder brachten dem Vater – bezeichnenderweise wiederum ihm! – Schande (vgl. Sir. 22,3).

Wo solche und ähnliche Sprüche zu verbindlichen, da in der Heiligen Schrift begründeten Erziehungsrichtlinien erklärt werden – wie es fatalerweise bis in dieses Jahrhundert hinein geschehen ist –, wird schlicht und einfach der zeitgeschichtliche Kontext übersehen, in dem sie formuliert worden sind und von dem her sie verstanden werden müssen: Sie stammen aus einer Zeit, in der die gesellschaftliche Ordnung, für die das Nebeneinander und die Konkurrenz von Sippenverbänden charakteristisch war, auf der patriarchalisch geprägten Familienstruktur basierte. Und der Fortbestand dieser Ordnung war davon abhängig, daß das, was sich bewährt hatte, von der nachfolgenden Generation übernommen und fortgeführt wurde. Die Väter – und für ihren hausfraulichen Bereich die Mütter – waren Träger und Trägerinnen dieser (Lebens-)Weisheit und hatten die Aufgabe, darin ihre in diesen Dingen noch unkundigen Söhne und Töchter zu unterweisen. Zucht meint in diesem Zusammenhang auch Vermittlung von Einsicht und Erkenntnis, so daß es keineswegs nur darum ging, blindlings oder gar unter Zwang auf Vorgegebenes zu verpflichten. Die Weis-

2. A. Wuckelt, »Hast du Söhne, so halte sie in Zucht... Hast du Töchter, so behüte sie...« (Sir. 7,23f.). Erziehung aus der Bibel?, in: KatBl 114 (1989) 711-718, hier: 712f.

heit der Alten sollte als bewährte Weisung für das Leben gelernt werden. Letztendlich ging es dabei also »um langes Leben in Glück und Wohlergehen, Reichtum und Ehre, um ein Leben ohne Angst und Schrecken sowie um den Segen Jahwes als Alternative zu einem Leben in Furcht, Orientierungslosigkeit und Schande – kurzum: um Leben und Tod (vgl. Spr. 2;3)«³. Wer die Weisheit liebt, dem oder der wird ein solches Leben gelingen. Wer das nicht tut, bleibt unvernünftig und kindisch, kurz: Tor.

Kinder als Gabe Gottes

»Kinder sind eine Gabe des Herrn, die Frucht des Leibes ist sein Geschenk«, preist der Psalmist (Ps. 127,3). Was in der Geschichte von Abraham und Sara als wunderbares Ereignis erzählt wird, ist typisch für die in Israel vorherrschende Einstellung zu den Kindern: Sie sind ein Geschenk Gottes, Zeichen seiner Gnade und Anlaß zur Freude; in ihnen kommt seine Verheißung auf Mehrung der Nachkommenschaft zur Erfüllung. Kinderlosigkeit gilt als Unglück und wird häufig als Fluch oder Strafe Gottes aufgefaßt.

Damit ergeben sich jedoch zugleich eine Verpflichtung diesen Kindern gegenüber sowie auch eine Verpflichtung dieser selbst: Sie sind zum Bleiben des Volkes im Bund anzuhalten und haben entsprechend ihrerseits die Bundesverpflichtungen ihres Volkes einzuhalten. Denn die »Verheißung an Abraham ist in Gen. 15 mit einem Bundesschluß verknüpft, in dem Gott sich selbst zur Gabe des Landes an die Nachkommen verpflichtet«⁴, was umgekehrt mit der Verpflichtung des Volkes einhergeht, die Worte Jahwes zu kennen und seine Weisungen zu befolgen. Darum gehört es zur Einhaltung des Bundes, sich nicht nur Nachkommen von Gott schenken zu lassen, sondern diese auch mit dem Heilshandeln Gottes in der Geschichte des Volkes bekanntzumachen und sie zum Einüben und Halten der Gebote anzuleiten.

Dieses Verständnis von der Erziehung der Kinder wird übrigens insbesondere in der deuteronomistischen Tradition analog auf

3. Ebd. 713.

4. P. Müller, a.a.O., 131.

das Verhältnis Jahwes zu seinem Volk übertragen: er handelt an Israel in seiner Geschichte erziehend, das heißt sowohl tadelnd und züchtigend als auch korrigierend und orientierend – in unwiderruflicher Treue.

Schutz für die Waisen

»Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen. Ihr sollt keine Witwe oder Waise ausnützen. Wenn du sie ausnützt und sie zu mir schreit, werde ich auf ihren Klageschrei hören. Mein Zorn wird entbrennen, und ich werde euch mit dem Schwert umbringen, so daß eure Frauen zu Witwen und eure Söhne zu Waisen werden.« (Ex. 22,20-23) Die in diesen Versen zum Ausdruck kommende entschiedene Parteilichkeit Gottes für die Fremden, Witwen und Waisen durchzieht gewissermaßen wie ein roter Faden das Erste Testament. Waisen waren in der damaligen Zeit ähnlich wie die Fremden und Witwen darauf angewiesen, von anderen Schutz und Hilfe zu bekommen. Wie es etwa um die Waisen bestellt war, läßt sich verschiedentlich in den biblischen Schriften nachlesen: »Man ging tötlich gegen sie vor (Hiob 24,3; Jes. 10,2), maßte sich Nutzungsrechte an ihren Feldern an (Spr. 23,10), beugte das Recht zu ihrem Nachteil (Dt. 24,17; Mal. 3,5; Jes. 1,23; Jer. 5,28; Ez. 22,7); selbst der Vorwurf der Tötung von Waisen wird einmal erhoben (Ps. 94,6).«⁵ So wie der Gott der Bibel der Gott ist, der das Elend seines Volkes gesehen und seinen Schrei gehört hat, sein Leid kennt und herabgestiegen ist (vgl. Ex. 3,7f.), so klagt er in seinem Volk das Recht vorzüglich derer ein, die jetzt unter ähnlichen Bedingungen leben müssen, wie es damals das ganze Volk tat. »Vater der Waisen« und »Anwalt der Witwen« titulierte ihn der Psalmist (Ps. 68,6). Wer darum den Waisen wie ein Vater und den Witwen wie ein Gatte ist, den wird Gott seinen Sohn nennen (vgl. Sir. 4,10). Um das nicht dem guten Willen einzelner zu überlassen, sondern auf gesetzlichem Wege zu gewährleisten, waren Sonderbestimmungen vorgesehen, wie zum Beispiel das Recht auf die vergessene Garbe sowie die Nachlese der Ölbäume und der Weinreben (vgl. Dt. 24,19ff.).

5. J. Blinzler, Waisen, in: LThK² X, 924f., hier: 924.

Prophetische Symbolfigur

»Dann wohnt der Wolf beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Knabe kann sie hüten. Kuh und Bärin freunden sich an, ihre Jungen liegen beieinander. Der Löwe frißt Stroh wie das Rind. Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter, das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange.« (Jes. 11,6-8) Diese wunderbare Vision vom paradiesischen Tierfrieden hat immer wieder zu künstlerischen Darstellungen inspiriert. Sie ist – ähnlich wie die Vision vom Völkerfrieden (vgl. Jes. 2,4) – zu schön, um wahr zu sein; aber wenigstens träumen darf man von einem solchen Zustand, an dem alle Zwietracht ein Ende hat. Ausgerechnet am Kind – inmitten der Tiere – offenbart sich die wahre Art der verheißenen Welt. Und so richtet sich bei Jesaja alles auf die Geburt des königlichen Kindes, von dem er erwartet, daß es der endgültige Friedensfürst und Gerechtigkeitsbringer sein wird (vgl. Jes. 9,1-6). Dabei ist der König des jüdischen Volkes Symbolfigur dafür, wozu es als ganzes berufen ist: Kinder Gottes zu sein, das heißt Gerechtigkeit und Frieden zu schaffen.

Töchter und Söhne als Propheten und Prophetinnen

Im Laufe der Zeit haben die prophetischen Visionen von der Heilszeit im Ersten Testament eine bemerkenswerte Wendung genommen: Die Kinder sind nicht nur gewissermaßen ihre passiven Symbolfiguren, sondern ihre aktiven Gestalter. Denn der alles verwandelnde und neu schaffende Geist Gottes ruht nicht nur auf dem königlichen Friedensfürsten, sondern wird über alle ausgegossen: »Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen. Auch über Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen.« (Joël 3,1f.) Man kann es nicht wörtlich genug nehmen: Diese radikale Demokratisierung des Geistes stellt alle damals – und heute – etablierten Sozialbeziehungen auf den Kopf. Die, die ansonsten nichts zu sagen haben, die als noch nicht oder nicht mehr mündig gelten, haben plötzlich das Entscheidende mitzuteilen: Der Tag des Herrn kommt; nichts bleibt, wie es war! Und genau dies hat

sich – so erdreistet Petrus sich in seiner Pfingstpredigt zu sagen, indem er die Weissagungen des Joël zitiert (vgl. Apg. 2,14-36, bes. 17ff.) – in Jesus, dem Nazoräer, ereignet!

Die Söhne und Töchter gelten hier offensichtlich nicht als ungeratene Sprößlinge, die zuallererst sozialisiert, auf die bestehende gesellschaftliche Ordnung hin zugerichtet werden müssen. In ihnen kündigt sich etwas Originäres, Neues an, das es wahrzunehmen gilt. Wo die Generationen so – auf dieser Basis der gegenseitigen Anerkennung – miteinander umzugehen beginnen, da bricht die Heilszeit an. Mit dieser Verheißung endet das Erste Testament: Der Prophet der Heilszeit (Elija) »wird das Herz der Väter wieder den Söhnen zuwenden und das Herz der Söhne ihren Vätern« (Mal. 3,24). Nach Lukas ist es dann Johannes der Täufer, der genau diese Prophetie erfüllt: »Er wird mit dem Geist und mit der Kraft des Elija dem Herrn vorangehen, um das Herz der Väter wieder den Kindern zuzuwenden und die Ungehorsamen zur Gerechtigkeit zu führen und so das Volk für den Herrn bereit zu machen.« (Lk. 1,17)

Das göttliche Kind

Gott selbst tritt in diese Welt ein; in der Geburt des Gotteskindes findet das seinen unüberbietbaren Ausdruck. Darum macht dieses Bekenntnis den Inbegriff des christlichen Glaubens aus. Und auch auf viele, die sich ansonsten damit eher schwer tun, üben diese Erzählungen der Evangelien offenkundig weiterhin eine eigenartige Faszination aus. Das Kind in der Krippe scheint viele Sehnsüchte – seien sie unabgeholten und/oder romantisch verklärt – wachzurufen.

Nur – das Anstößige und Umwerfende dieser Weihnachtsbotschaft gerät dabei allzuleicht unter die Räder.⁶ Ist sie doch das radikalere kaum vorstellbare Gegenwort zu allen wohl immer wieder aufkommenden und verfolgten Ambitionen von Mächtigen – sei es von politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Imperien –, sich in die Sphäre des Göttlichen zu erheben und mit sakralem Nimbus zu versehen. Weihnachten heißt demgegenüber, darauf zu

6. Vgl. hierzu ausführlicher M. Görg, Kindlicher Gott – Göttliches Kind, in: Diakonia 19 (1988) 393-397.

setzen, daß es »das offenkundig ohne alle spektakulären Insignien erscheinende Krippenkind« ist, das »zum Bild der lebenserneuernden Kraft Gottes«⁷ wird. Seine Wohnung ist eben nicht der Palast, sondern der Stall – der Stall, über dem von Anfang an der Schatten des Galgen liegt: Das Kind wird verfolgt; seine Eltern müssen es ins Exil retten.

Wie Kinder werden

Das Kind als Zeichen des Widerspruchs und des Anbrechens messianischer Zeit, das die Selbstverständlichkeiten der Erwachsenenwelt unterbricht – was so von seiner Geburt mythologisch berichtet wird, hat Jesus in seinem eigenen Umgang mit Kindern ernstgenommen. In einer kaum überbietbaren Radikalität erkennt er sie als vollwertige Subjekte an – und nicht als »Vorstufe« dazu – und bringt so das Eigenrecht der Kindheit zur Geltung. Eine Fülle von Belegstellen in den Evangelien ließe sich dazu anführen, etwa die Beachtung und Zuwendung, die Jesus in den Wundergeschichten einzelnen Kindern zukommen läßt.⁸ Was hier in Einzelfällen praktiziert worden ist, wird dann in der Szene von der Kindersegnung gewissermaßen verallgemeinert. Sie war den frühen Gemeinden wohl so wichtig, daß sie in allen synoptischen Evangelien – mit bestimmten Akzentverschiebungen – überliefert worden ist (vgl. Mt. 19,13-5 par.). Unmittelbar prallen hier grundverschiedene Auffassungen über Kinder zusammen und schaffen so ein konfliktreiches Arrangement: Die Frauen, die wohl um die gefährdete Existenz ihrer Kinder wissen und sie darum mit einem Wundertäter in Berührung bringen möchten – die Jünger Jesu, die die Kinder brüsk abweisen und ihnen damit zu verstehen geben, was sie in ihren Augen wert sind – Jesus, der auf dieses Verhalten seiner Jünger aufgebracht reagiert, die Kinder zu sich kommen läßt, sie umarmt, segnet und ihnen so, wie sie sind, also als Kindern ihre Zugehörigkeit zum Reich Gottes zusagt. »Laßt die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Himmelreich.« (Mt. 19,14) Wie unglaublich

7. Ebd. 396.

8. Vgl. P. Müller, a.a.O., 276-287.

dieses Verhalten Jesu wirkt, zeigt sich daran, daß immer wieder von Kommentatoren dieser Szene versucht worden ist, besondere Eigenschaften dieser Kinder aufzuweisen, die sie des Reiches Gottes als würdig erweisen. Hier geht es aber nicht um irgendwelche Vorleistungen, die erbracht werden müssen. Das Reich Gottes wird geschenkt. »Man« muß nur kommen, bitten, annehmen⁹; und genau das tun die Kinder, wenn man sie läßt, ganz spontan. Das ist es, warum Jesus den Erwachsenen diese Kinder als Modell für den Glauben schlechthin vor Augen stellt.

Warum Erwachsene sich allzu häufig selbst im Wege stehen, um das Reich Gottes zu finden, macht eine andere kleine Szene in den Evangelien exemplarisch deutlich: der Rangstreit der Jünger (vgl. Mt. 18,1-5 par.). »Wer ist im Himmelreich der Größte?« (Mt. 18,1) Indem Jesus das Kind in die Mitte stellt und es zum Maßstab des Reiches Gottes erklärt, erteilt er diesem Streben der Jünger um die guten Plätze eine Absage, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Das Kind in der Mitte stellt die herrschenden Vorstellungen und Praktiken sozialer Ordnung, die die bevorzugt, die »nach oben« gelangt und die »Ersten« sind, auf den Kopf; die, die (noch) nichts gelten, weil sie nichts leisten können, die im Konkurrenzkampf sowieso unterliegen und an den Rand gedrängt werden, sind es, auf deren Seite sich Jesus schlägt. Und in seinem Umgang mit den Kindern bezeugt er demonstrativ, was es bis in den Umgang miteinander hinein heißt, wenn die Herrschaft Gottes Platz greift.

Lob aus dem Mund der Kinder und Säuglinge

Als sich die Hohenpriester und Schriftgelehrten über die Kinder ärgerten, weil sie dem im Tempel Lahme und Blinde heilenden Jesus »Hosanna dem Sohn Davids!« zuriefen, antwortete er ihnen mit einem Verweis auf den Psalm 8 (,3): »Habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge schaffst Du Dir Lob?« (Mt. 21,6) Diese Antwort ist eine glatte Provokation: Wird doch den Kindern und Säuglingen bescheinigt, daß sie, obwohl sie es an Wissen mit den theologisch Gebildeten nicht aufnehmen können,

9. Vgl. ebd., 65-72.

intuitiv mehr erfassen als diese; sie erkennen und preisen Jesus als den Davidssohn.

An dieser Stelle wird – wie schon bei den im vorigen Absatz aufgeführten Perikopen (Kindersegnung, Rangstreit der Jünger) – deutlich, daß einerseits unbedingt die betroffenen Kinder als Kinder gemeint sind, daß andererseits aber diese Kinder zugleich über sich hinausweisen: Ihre Kleinheit und ihr Unmündig-Sein steht stellvertretend für die vielen, die ebenfalls klein sind und als unmündig gelten – in den eigenen Reihen wie in der Gesellschaft insgesamt. »Blinde und Lahme, überhaupt Kranke und Behinderte gehören dazu (Mt. 11,2ff.; 21,14); die Unverständigen gehören dazu, die sich nicht in genügendem Maß dem Studium des Gesetzes widmen können; diejenigen gehören dazu, die mit der allgemeinen Wendung ›Zöllner und Sünder‹ bezeichnet werden (Mt. 11,9); die Armen gehören dazu (Mt. 11,5), die auf vielfältige Weise Mühseligen und Beladenen (11,28). Diejenigen gehören dazu (und darin sind die anderen mit einbegriffen), die befürchten müssen, daß sie sich ihr Heil nicht selbst schaffen können – und die deshalb ihre Hoffnung auf Gott setzen.«¹⁰ Und wer gehört demnach nicht dazu? »Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber geoffenbart hast.« (Mt. 11,25) Es sind demnach diejenigen, die mehr auf ihre eigene Größe setzen und sich mehr auf ihre eigene Weisheit verlassen als auf Gott. Damit soll Dummheit nicht zur moralischen oder spirituellen Tugend gemacht werden – etwa entsprechend dem Kalauer: Mit die Dummen ist Gott. Den Unverständigen und Unmündigen gehört deswegen Gottes Vorliebe, weil sie seiner gnadenvollen Zuwendung in ganz besonderer Weise bedürfen, weil sie sich aber auch in besonderer Weise öffnen, weil sie nichts anderes haben.¹¹ Dahin umzukehren, sind alle eingeladen und aufgefordert (vgl. Mt. 18,3).

10. Ebd., 260.

11. Vgl. ebd., 243. – Vgl. auch G. Gutierrez, *Pobres y opción fundamental*, in: *Mysterium Liberationis*. Bd. I, Madrid 1990, 303-321, bes. 312.

»Erziehung des Herrn« (Eph. 6,4)

Sieht man die paulinischen oder Pastoralbriefe des Neuen Testaments daraufhin durch, scheinen sie sich von der Umgangsweise Jesu mit den Kindern wiederum meilenweit entfernt zu haben. »Ihr Kinder, gehorcht euren Eltern, wie es vor dem Herrn recht ist... Ihr Väter, reizt eure Kinder nicht zum Zorn, sondern erzieht sie in der Zucht und Weisung des Herrn!« (Eph. 6,1.4) Ein guter Familienvater zu sein, heißt nach 1. Tim. 3,4, »seine Kinder zu Gehorsam und allem Anstand erziehen«. Weisung und Gehorsam, Anstand und Zucht lauten wieder die zentralen Begriffe in diesen Ratschlägen. Die Kinder gelten als Wesen, die, weil sie noch nicht fertig sind, erzogen werden müssen, auch und gerade im Glauben – und zwar von Autoritäten, die ihnen vorgegeben sind und die sie darum anzuerkennen haben. Dazu werden die gängigen Erziehungspraktiken herangezogen; die christliche Familie und christliche Gemeinde lebte weitgehend in den entsprechenden traditionellen Vorstellungen. Aber indem in Eph. 6,4 es ausdrücklich »Zucht/Erziehung des Herrn« (paideia kyriou) heißt, gewinnt der Erziehungsvorgang als ganzer eine neue Sinnrichtung: Er wird für die Gläubigen zu einem von Jesus Christus bestimmten und inspirierten Tun. Was das heißt, hat W. Bartholomäus wie folgt prägnant umrissen: »In der neuen Welt Gottes ist den Menschen eine Erziehungsbeziehung möglich und auferlegt, die die Betroffenen, Eltern wie Kinder, zur Entfaltung aller ihrer Lebensmöglichkeiten bringt. Erziehung ist dazu freigestellt von der Sorge um das Heil. Nicht sie bringt die heilende Gottesherrschaft hervor, sondern Gott. Darum können sich Erzieher absichtslos am anderen interessiert zeigen: an dem, was der andere als seine Not erlebt.«¹² Die mit der Erziehung verbundene Bildung wird somit auch entlastet von einem Sich-Bilden-Wollen auf Gott hin, wie es dem hellenistischen Bildungsideal vorschwebte.

12. W. Bartholomäus, Einführung in die Religionspädagogik, München/Darmstadt 1983, 92f.

Option für die Kinder – heute

Auch wenn Kompromisse mit dem »Zeitgeist« unverkennbar sind, wohnt der Bibel insgesamt eine klare Option für die Kinder – sowohl unmittelbar auf sie bezogen als auch über sie hinausweisend – inne. Welche Sprengkraft das beinhaltet, sollen zwei Zitate deutlich machen, die versuchen, diese biblische Option in den gegenwärtigen Zustand von Kirche und Gesellschaft hineinzuholen.

»Kinder sind ein Geschenk für die Kirche. Der Herr der Kirche setzt sie in die Mitte der Kirche, heute und hier ebenso wie einst in Galiläa, nicht als Objekte unserer Wohltätigkeit oder gar als Empfänger unserer Anweisungen, sondern in letzter Konsequenz als Vorbilder für die Jüngerschaft. Eine Kirche, die nicht vorbehaltlos Kinder in ihre Gemeinschaft aufnimmt, beraubt diese Kinder dessen, was ihnen rechtmäßig zusteht. Aber der Verlust, den eine solche Kirche selbst erleidet, ist noch viel schwerwiegender.«¹³

»Die an den Rand gedrängten Kinder sind die Ärmsten unter den Armen, sich für die Kinder zu entscheiden in einer Gesellschaft voller Konflikte bedeutet, sich dort für den Schwachen zu entscheiden, wo nur der Starke zählt; für den Besitzlosen, wo nur der Reiche zählt. Es bedeutet, an der Seite der Ausgeschlossenen zu stehen, derer, die nicht zählen, die nicht produzieren, die keinen Gewinn abwerfen: Es bedeutet, sich für das Leben zu entscheiden in einer Gesellschaft des Todes. Es bedeutet, das Leben zu schützen, wo es schutzlos und bedroht ist...

Es kommt darauf an, in den Kindern die zündende Kraft dieses gesamten Prozesses gesellschaftlicher Neugestaltung zu sehen. Indem wir den ärmsten und bedürftigsten Menschen an die erste Stelle setzen, stellen wir an die oberste Stelle der Werteskala das Leben, die Würde des Menschen in dem, was er ist, und nicht in dem, was er hat und produziert.

13. Aus einer Studie des britischen Kirchenrates über »Das Kind in der Kirche«, zitiert nach: U. Becker, Das Kind in der Mitte, in: *Bildung und Kirche*, hg. vom Comenius-Institut, Münster 1985, 99-115, hier: 104. – Vgl. ergänzend J. Nieuwenhuis, Das Kind wird euch weiden. Perspektiven einer kinderfreundlichen Pastoral, in: J. Wiener/H. Erharter (Hg.), *Kinderpastoral*, Wien 1982, 75-93; P. Eicher, Die Kinder, in: ders., *Es gibt ein Leben vor dem Tod*, Freiburg 1991, 22-29.

Wenn wir uns für die Kinder entscheiden, heißt das, Jesus nachzufolgen, der die Kinder zu sich kommen ließ, der mit den Fischern speiste, mit den Bettlern umherzog, den Prostituierten vergab, die Kranken und Aussätzigen heilte und auszog, das verlorene Schaf zu suchen. Entscheidung für die Kinder bedeutet, an den Gott des Lebens zu glauben, »er stürzt die Mächtigen vom Thron... und läßt die Reichen leer ausgehen« (Lk. 1,52-53).¹⁴

2. Die Kinder und das Reich Gottes

(Mk. 10,13-16 // Mt. 19,13-15 // Lk. 18,15-17)

Von Herbert Ulonska

Bei jeder Taufe wird das Kinderevangelium verlesen. Als legitimierender Text ist er fest in der Taufliturgie verankert. Bekanntes und Vertrautes »verbraucht« sich, führt zu einem schnellen Bescheidwissen, daß Jesus der Kinderfreund war und von Jesus das idealisierte Kind zum Vorbild für uns Erwachsene hingestellt wurde.

Ein neues Lesen und Hinsehen läßt erkennen, daß wir in der Taufperikope eine Konfliktgeschichte vor uns haben, in der darum gestritten wurde, ob Kinder von Anfang an zur Gemeinde gehören durften:

Mk. 10,13-16.

13. Und sie brachten Kinder zu ihm, damit er sie berührte. Die Jünger aber bedrohten sie.

14. Als aber Jesus es sah, wurde er ärgerlich und sprach zu ihnen: Laßt die Kinder zu mir kommen, hindert diese nicht, denn für diese ist das Reich Gottes da.

14. Basistext (Arbeitsgrundlage) der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB) zur »Kampagne der Brüderlichkeit 1987«: »Wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf« (Jesus Christus), hg. von Misereor, Aachen 1987, 56f. – Vgl. ergänzend die Beiträge (von H. von Hentig u.a.) zum Forum »Kinder und Erziehung« auf dem Evangelischen Kirchentag 1987, dokumentiert in: Neue Sammlung 27 (1987) Heft 4.

15. *Amen, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht wie ein Kind annimmt, wird in dieses nicht eingehen.*

16. *Und er schloß sie in die Arme und segnete sie, indem er ihnen die Hände auflegte.*

Die religiöse Umwelt zur Zeit Jesu und der Urgemeinde kannte Vorschriften, die die Jünger wohl bedenken wollten. Jungen hatten mit dem zwölften Lebensjahr die Thorapflicht auf sich zu nehmen. Bis zu diesem Alter wurde von Kindern kein eigenständiger Thoragehorsam gefordert. Die Urgemeinde mußte nun die Frage klären, ob diese Pflicht auch für ihre Kinder gelten sollte. Oder konnten sie schon vor dem zwölften Lebensjahr zur Gemeinde gehören? Galt dieses nur für Jungen oder auch für Mädchen?

In der Form einer erzählten »idealen Szene« (biographisches Apophthegma) wird diese Frage im Namen Jesu in einem Logion beantwortet. Streitanzlaß war, ob Jesus der Rabbi, der Meister, der Hausvater und Tischherr Kinder berühren darf. Machen nicht solche Berührungen Thoraunfähiger unrein? Solche provokanten, heilenden Berührungen Jesu in Wundergeschichten lassen dieses vermuten.

Zum anderen war es eine durchaus bekannte jüdische Sitte, Kinder vom achten Tag an (Beschneidung) bis zum zwölften Lebensjahr (Thorafähigkeit) einem berühmten Rabbi zuzuführen, damit er segnend seine Macht weitergebe und zum Gelingen des Lebens der Kinder beitrage. Hierin unterscheidet sich die Erwartung der erzählenden (judenchristlichen) Urgemeinde noch nicht von ihrer religiösen Umwelt.

Die Reaktion der Jünger auf diese Bitte der Eltern zeigt angepaßtes religiöses Verhalten. Sie bestehen darauf, daß Kinder eben noch keinen Zugang zur Gemeinde (Ecclesia) finden können, weil ihnen wie in der Synagoge die nötigen (gesetzlichen) Voraussetzungen dazu fehlen.

Der Erzähler läßt Jesu ungewöhnlich schroff und unerwartet heftig reagieren. Es liegt ihm daran, Jesu Ärger zu artikulieren. Markus als Redaktor wollte auch das Jüngerunverständnis verdeutlichen. Sie haben es immer noch nicht begriffen, wer Jesus in Wahrheit war.

Das Problemlösungslogion (V. 14b) als Antwort aus dem Munde des Meisters klingt wie eine harte Provokation gegen jede Thora-gerechtigkeit: Kindern gehört das Reich Gottes! Für Kinder ist das Reich Gottes (schon) da! Das Logion enthält drei Motive:

1. Kinder werden zu Jesus gebracht, nicht er geht zu ihnen. Wie ein berühmter Rabbi soll er ihnen seinen Segen geben, damit ihr Leben gelingt. Diese Kindersegnung ist von dem Glauben getragen, daß Jesus eine Macht besitzt, die über die segnende Handlung weitergegeben werden kann.

2. Die Jünger sollen die Kinder und die sie bringen nicht von Jesus fernhalten. Sie werden aufgefordert, sich nicht wie Gesetzesfromme in den Weg zu stellen, wenn Menschen Jesus glauben, daß er durch seine segnende Macht zum Leben befähigt. Jesus verkündigt keinen vergeltenden Richtergott, sondern einen barmherzigen, der auch Kinder ohne jede Vorleistung in sein Reich aufnimmt.

3. Kindern wird das Reich Gottes geschenkt. Es kommt ihnen als Geschenk zu. Das ist das Ungewöhnliche, Abgrenzende, Provokative gegenüber der religiösen Umwelt, in welcher der, wer »das Joch der Gottesherrschaft« mit dem zwölften Lebensjahr auf sich nahm und sich darin bewährte, begründet hoffen konnte, einmal am Tage Jahwes in das Reich Gottes zu gelangen und nicht dem Gericht zu verfallen.

Es spricht für die Theologie Jesu und die Praxis der Urgemeinde, auch Kindern das zuzusprechen, was eine religiöse Umwelt diesen noch nicht gewähren konnte, weil dadurch das eigene Gottesbild und die eigene Frömmigkeit fragwürdig geworden wären. So zeigt sich in diesem Logion die von Jesus verkündigte Umkehr als Zeichen des Anbruchs des Gottesreiches: »Glücklich seid ihr Kinder, denn euch gehört (schon) das Gottesreich«.

Unser Text ist mit fortschreitender Zeit und veränderter Situation weiter gewachsen. Mit einer Beteuerungsformel »Amen, ich sage euch« wird ein weiteres Logion angefügt (V. 15): Kinder werden Erwachsenen als Vorbild hingestellt! Ihr Verhalten wird als Einlaßbedingung in das kommende Reich Gottes den Erwachsenen vor Augen gestellt. Was Kindern schon geschenkt ist, können Erwachsene »wie Kinder« erwerben, um in das Gottesreich zu gelangen.

Können Kinder zum Vorbild für Erwachsene werden? Schon in der Perikope über den Rangstreit (Mk. 9,36-37) und weiter im Verlauf der Kirchengeschichte wurde dieser Vorbildcharakter verkündigt. Kindlichkeit, fromme Naivität, Gläubigkeit, die Unschuld eines Kindes, gehorsame Akzeptanz vorgegebener Autoritäten wie auch Formen von Rechtgläubigkeit und Rechthaberei in religiösen Fragen sind als Einlaßtugenden aufgelistet und gepriesen worden. Kann aber »Glauben wie ein Kind« meinen, daß Erwachsene auf allen Gebieten ihres Lebens reif werden dürfen, nur nicht im Bereich ihrer Religion? Wer das fordert, ist eher am eigenen Machterhalt interessiert, als an der Mündigkeit seiner Adressaten/Kinder.

In das Reich Gottes »wie ein Kind« eingehen (V. 15), heißt bezogen auf V. 14, sich von Gott angenommen wissen, ohne »das Joch der Gottesherrschaft« auf sich genommen zu haben. Unbelastet und unbeschwert, mit leeren Händen und ohne fromme Vorleistung gerecht gesprochen zu werden, sich wie ein Kind beschenken zu lassen, ohne im Tausch eine Gegenleistung bringen zu können, läßt jetzt schon im Reich Gottes sein.

Am Ende fügt der Erzähler den Vollzug der erwarteten Handlung an. Wurde nur die Berührung zur Kraftübertragung erbeten, so läßt der Erzähler Jesus diese Erwartung noch überbietend handeln: Der Rabbi Jesus hat sich nicht davor gescheut, durch eine solche Berührung unrein zu werden, vielmehr noch: Es wird von einer überschwenglichen Herzlichkeit berichtet, die zum Verhalten Jesu den Stigmatisierten (Kinder, Frauen, Sünder, Zöllner) gegenüber gehört. So wie sich Jesus von der geächteten Frau (Lk. 7,36-50) überschwenglich zärtlich verwöhnen ließ, verschenkt er den Kindern seine Zärtlichkeit, indem er sie umarmt – eine symbolisch umschließende Geste, die deutlich macht, daß die Umarmten zum Umarmenden gehören.

Das andere symbolische Zeichen gehört zur Praxis der religiösen Umwelt: der gespendete Segen durch Handauflegung. So hat die Gemeinde diese Berührung angemessen verstanden: der Kraftstrom des Segnenden fließt durch die Hände direkt in den Kopf der Gesegneten. Dieses Zeichen einer liturgisch-ritualisierten Segenshandlung wird sicher mit Segenswünschen begleitet gewesen sein. Ein solcher Wunsch könnte die Zusage Jesu im Logion vom Reich Gottes (V. 14) gewesen sein.

Mit dem Segen entlassen werden, entspricht dem »Gehe hin in Frieden«. Wer so ausgerüstet wird, kann sich auf den eigenen Weg machen und ist frei von bevormundendem Gehorsam. Wie gesegnete und entlassene Kinder sein, läßt den eigenen Weg finden und in das Gottesreich eingehen. So haben sich die ersten Christen als beschenkte und gesegnete Gotteskinder verstanden.

Ein Blick auf die Seitenreferenten Matthäus und Lukas zeigt, daß sie jeweils markante Korrekturen ihrer Vorlage Markus vornahmen, um konkrete neue Aussagen zu machen, die in ihren Gemeinden aktuell geworden waren. Matthäus (19,13-15) übernimmt nur das erste (ältere) Logion, tilgt dagegen das zweite (Amen-Wort), weil er dieses im Zusammenhang mit dem Rangstreit der Jünger (Mt. 18,3) benutzt. Am Anfang und am Schluß der Perikope zeigt Matthäus, daß es ihm nicht um Erwachsene, sondern um die Kindersegnung geht: Kinder werden zu Jesus gebracht, damit er ihnen die Hände auflegte und über sie betete. Kindersegnung geschieht durch Handauflegung und Gebet. Hier gibt Matthäus eine schon ritualisierte Aufnahmepraxis (in die Mahlgemeinschaft) weiter, die an den Sabbatsegens des Hausvaters über Söhne und Töchter anknüpft.

Lukas (18,15-17) muß ein weiteres Problem lösen. Nicht der Zugang der Kinder, sondern der von Säuglingen wird diskutiert. Von welchem Alter an können Kinder schon in die christliche Gemeinde aufgenommen werden? »Aber sie brachten zu ihm auch diese Säuglinge...« (18,15). Lukas signalisiert durch diese Korrektur seiner Vorlage aus dem Markusevangelium, daß schon mit der Geburt Kinder zur Gemeinde gehören. In der Form der Jüngerbelehrung (18,16) werden die Kleinsten als Vorbilder des Kleinseins im Reich Gottes herausgestellt. An der Kindersegnung ist Lukas nicht mehr interessiert, er tilgt den Schlußvers aus seiner Markusvorlage.

Folgende Wachstumsprozesse im Streit um die Zugehörigkeit der Kinder zur Gemeinde lassen sich erkennen:

1. Jesus wird wie ein Rabbi dargestellt, der seine Kraft über eine erbetene Segenshandlung an Kinder weitergibt. Als Segenswort kann das Logion von der Zusage des Reiches Gottes angesehen werden. Der Erzähler läßt Jesus ungewöhnlich zärtlich mit Kindern umgehen.

2. Diesem Logion wird ein zweites mit einer Beteuerungsformel angefügt, das nicht mehr die Kinder, sondern die Erwachsenen anredet. Ihnen werden Kinder vorbildlich hingestellt, an denen die Erwachsenen ablesen können, wie ihnen das Reich Gottes zugesprochen werden kann. Eine solche Erweiterung um Einlaßbedingungen in das erwartete Reich Gottes war in der zweiten Generation der Urgemeinde für ihre Mission notwendig geworden.

3. Dem Evangelisten Matthäus ist die Segenshandlung wichtig. Unter Handauflegung und Gebet wird der Zugang zur Gemeinde weitergegeben.

4. Lukas muß das Problem der Zugehörigkeit von Säuglingen klären. In der Form einer Jüngerbelehrung macht er deutlich, daß Kinder von Anfang an zur Gemeinde gehören.

Mitglieder des Vorbereitungsausschusses der Synode der EKD 1994 und seiner Arbeitsgruppen

1. Mitglieder des Vorbereitungsausschusses der Synode der EKD 1994

Pfarrer Hartmut *Bärend*, Bad Salzuflen

Gerold *Becker*, Berlin

Prof. Dr. Ulrich *Becker*, Hannover (*Vorsitz*)

Marion *Bzdok*, Magdeburg

Hedi *Colberg-Schrader*, München

Dr. Gabriele *Conen*, Bonn

Dr. med. Agathe *Israel*, Neuenhagen/Berlin

Pastorin Dietgard *Jacoby-Demetriades*, Oldenburg

Kirchenrätin Tonimaria *Kalkbrenner*, Ruhla

Pfarrer Eberhard *Klein*, Langgöns

Christine *Krien*, Dresden

Prof. Dr. Dr. h.c. Karl Ernst *Nipkow*, Tübingen

Ilse-Maria *Oppermann*, Hamburg

Prof. Dr. Wolfgang *Ratzmann*, Leipzig

Pfarrer Dr. Christoph-Theodor *Scheilke*, Münster

Pfarrer Wolfgang *Traub*, Stuttgart
Gretel *Wildt*, Stuttgart
Superintendent i.R. Dr. Wilhelm *Wilkens*, Lienen
Oberkirchenrätin Annegrethe *Stoltenberg*, Hannover (*Geschäftsführung, verantwortlich*)
Oberkirchenrätin Petra *Fichtmüller*, Hannover (*Geschäftsführung*)
Matthias *Otte*, Hannover (*Sekretär, Geschäftsführung*)

2. Mitglieder der Arbeitsgruppe I »Kindsein 1994 – zur Lage der Kinder«

Gerold *Becker*, Berlin
Marion *Bzdok*, Magdeburg
Hedi *Colberg-Schrader*, München (*Leitung*)
Dr. Gabriele *Conen*, Bonn
Dr. Reinald *Eichholz*, Düsseldorf
Marianne *Höckner*, Leipzig
Prof. Dr. Hubertus *Lauer*, Deutsch Evern
Ilse-Maria *Oppermann*, Hamburg
Pfarrer Dr. Christoph-Theodor *Scheilke*, Münster
Superintendent i.R. Dr. Wilhelm *Wilkens*, Lienen
Matthias *Otte*, Hannover (*Geschäftsführung*)

3. Mitglieder der Arbeitsgruppe II »Leben und Welt in der Sicht von Kindern«

Prof. Dr. Ulrich *Becker*, Hannover (*Leitung*)
Gerlinde *Ehrenfeuchter*, Karlsruhe
Dr. med. Agathe *Israel*, Neuenhagen/Berlin
Pastorin Dietgard *Jacoby-Demetriades*, Oldenburg
Christine *Krien*, Dresden
Prof. Dr. Friedrich *Schweitzer*, Wackernheim
Gretel *Wildt*, Stuttgart
Oberkirchenrätin Annegrethe *Stoltenberg*, Hannover (*Geschäftsführung*)

4. Mitglieder der Arbeitsgruppe III
»Welche Kirche braucht das Kind?«

Pfarrer Hartmut *Bärend*, Bad Salzuflen

Elsbe *Goßmann*, Münster

Kirchenrätin Tonimaria *Kalkbrenner*, Ruhla

Pfarrer Eberhard *Klein*, Langgöns

Prof. Dr. Norbert *Mette*, Münster

Prof. Dr. Dr. h.c. Karl Ernst *Nipkow*, Tübingen

Prof. Dr. Wolfgang *Ratzmann*, Leipzig (*Leitung*)

Pfarrer Wolfgang *Traub*, Stuttgart

Prof. Dr. Herbert *Ulonska*, Sendenhorst

Oberkirchenrätin Petra *Fichtmüller*, Hannover (*Geschäftsführung*)

Kundgebung

der 8. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland
auf ihrer 5. Tagung
zum Schwerpunktthema

»Aufwachsen in schwieriger Zeit – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft«

1. Unter dem Thema »Aufwachsen in schwieriger Zeit – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft« hat die 8. Synode der EKD bei ihrer 5. Tagung in Halle/Saale über die Verantwortung der Kirche für das Leben der Kinder beraten. Dabei wußte sie sich von der biblischen Botschaft und Jesu Umgang mit Kindern bestimmt:

»Laßt die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solchen gehört das Reich Gottes« (Mk. 10,14).

»Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen« (Mt. 18,3).

Welche Kraft und Bedeutung diese Worte enthalten, hat die Synode angesichts der gegenwärtigen Lage der Kinder und im Blick auf den Zustand von Kirche und Gesellschaft neu zu erkennen und in ihren Konsequenzen zu beschreiben versucht.

2. Die Synode hat ihre Beratungen in der Nähe des Ortes abgehalten, an dem August Hermann Francke vor genau dreihundert Jahren als Reaktion auf das bedrückende Leben der Straßenkinder ein Werk begonnen hatte, das zu Recht immer wieder als politisch-soziales Handeln aus pietistischer Frömmigkeit beschrieben worden ist. Natürlich hat sich die Lage der Kinder in Halle in den zurückliegenden 300 Jahren entscheidend verändert. Aber auch heute begegnen in diesem Teil der neuen Bundesländer wie in einem Brennpunkt die widersprüchlichen und facettenreichen Lebensbedingungen von Kindern in unserer Gesellschaft. Darüber hat sich die Synode, auch in der Begegnung und in Gesprächen mit

Gemeinden und ihrer Arbeit mit Kindern, ein Bild gemacht. Im Blick waren dabei vor allem Jungen und Mädchen bis zum 12. Lebensjahr.

Aufwachsen in Deutschland

3. Die Lebensbedingungen von Kindern lassen sich nicht einheitlich beschreiben. Geschlecht, Familiensituation, soziale und regionale Gegebenheiten wirken sich unterschiedlich aus. Für ausländische oder behinderte Kinder ergibt sich wiederum eine spezifische Lage. Auf der einen Seite gilt: Von ihren Bildungschancen und von ihrer materiellen Situation her geht es den meisten Kindern in Deutschland heute besser als Generationen vorher. Unsere Gesellschaft stellt Kinder frei für Spiel und Lernen. Auf der anderen Seite ist unverkennbar, daß Gegenwart und Zukunft unserer Kinder durch soziale, ökologische und seelische Risiken gefährdet sind: Kinderfeindliche Umwelt, neue Armut, Leistungs- und Konsumdruck, belastete Familien, Umweltzerstörung, Dominanz materieller gesellschaftlicher Leitbilder und religiöse Verarmung sind Stichworte, mit denen die Lebenssituation unserer Kinder auch beschrieben werden muß. Wir stehen vor einer neuen Qualität von Risiken, die das Leben unserer Kinder verändern.

4. Kinder wachsen heute im Bewußtsein ständig möglicher oder schon eingetretener Katastrophen auf. Über den Bereich der Umweltzerstörung hinaus empfinden gerade Kinder Kriege in der Ferne oder in der Nähe und das Elend dieser Welt als Bedrohung. Hier sind Erwachsene vor eine doppelte Verantwortung gestellt. Zum einen müssen sie mit aller Kraft daran arbeiten, eine Welt zu hinterlassen, die nicht irreversibel geschädigt ist und in der auch ihre Kinder und Enkel noch leben können. Das gesellschaftspolitische und das kirchliche Handeln muß auf allen Ebenen auf seine Folgen für die kommenden Generationen hin überprüft werden. Entscheidungen werden viel zu oft nur in ihren kurzfristigen Auswirkungen abgeschätzt. Zum anderen brauchen Kinder stabilisierende Erfahrungen. Sie müssen an für sie bedeutungsvollen Erwachsenen erleben können, daß diese angesichts der genannten Bedrohungen nicht resignieren, sie auch nicht verdrängen, sondern sich – und sei es nur bescheiden und zeichenhaft – engagie-

ren. Zukunftsängste von Kindern werden dann am besten verarbeitet, wenn sie sich im familiären Kontext wertgeschätzt, geliebt und geborgen fühlen. Kinder brauchen Erwachsene, die sich für ihre Erfahrungen und Aktivitäten interessieren, von denen sie sich wegbewegen dürfen, zu denen sie aber auch jederzeit zurückkehren können.

Die Perspektive wechseln

5. Kindheit nur aus der Problem- und Defizitperspektive zu beschreiben, wird weder der Realität noch der spezifischen Weltsicht der Kinder gerecht. Mögen Erwachsene noch so oft vom »Verschwinden der Kindheit« sprechen – Kinder selbst bejahen durchaus die Frage, ob es noch eine Kindheit gibt, und entwickeln auch unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft Sinn und finden Möglichkeiten, sich in der heutigen Welt aktiv Handlungsräume zu schaffen. Bei allem Wandel von Kindern und Kindheit dürfen wir also das, was darin konstant bleibt, nicht übersehen. Kinder erleben vieles tief und prägend, erkunden gern Neues und Fremdes, gestalten ihre Umwelt spielerisch, hängen an Tieren und Menschen und schauen zu den allein schon körperlich Größeren auf. In allem entwickeln sie aber eine ganz eigene Sicht von Leben und Welt, die es zu erkennen gilt. Oft werden Mädchen und Jungen ja nur in ihren jeweiligen Bezugsfeldern gesehen: Familie, Kindergarten, Schule, Kommune, Kirchengemeinde etc. Meist rücken dabei allzu schnell die Probleme der Erwachsenen in den Blick. Hier brauchen wir alle einen *Perspektivenwechsel*. Er verlangt, daß Kindern ein fester Platz in der Wahrnehmung der Erwachsenen eingeräumt wird und daß sich Erwachsene immer wieder neu auf den oft mühsamen Prozeß einlassen, Kinder wirklich zu verstehen. Dabei geht es keineswegs darum, die Kindheit zu idealisieren oder zu romantisieren. Zu den anthropologischen Besonderheiten des Kindes gehören seine Abhängigkeit und Bedürftigkeit ebenso wie ein großer Wille zu lernen und Verhaltensweisen zu übernehmen, auch und gerade von Erwachsenen. Kinder brauchen daher Männer und Frauen, die ihr Aufwachsen aktiv begleiten, die – wo notwendig – schädigende und überfordernde Einflüsse und Zwänge abschirmen, die auch Grenzen ziehen, weil

sie über Einsichten in Gefahren und Notwendigkeiten verfügen, die die Kinder (noch) nicht teilen können. Alles das können Erwachsene jedoch nur, wenn sie die Kinder verstehen, sie als einzigartig und unverwechselbar wahr- und annehmen und sie in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung unterstützen und ermutigen, ohne sie in bestimmte Schablonen zu pressen oder nach einem festen Plan zu formen.

In Öffentlichkeit und Politik Kinder wahrnehmen

6. In der aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskussion werden Kinder jedoch oft erst dann wahrgenommen, wenn sie sich auffällig verhalten (Beziehungsstörungen, Drogenmißbrauch, Gewaltbereitschaft etc.). Häufig steht eine funktional-objekthafte Sicht im Vordergrund, etwa wenn die zurückgehende Zahl der Kinder lediglich im Blick auf die Rentensicherung oder die Pflegebedürftigkeit alter Menschen mit Sorge betrachtet wird. Die Lebensqualität der Kinder aber kommt demgegenüber weniger in den Sinn. Es gilt auch hier, was der Rat der EKD in seinem Wort aus Anlaß des Internationalen Jahres der Familie 1994 gesagt hat: »Zu mehr Lebensmut aufzurufen, wird nur ein hohler moralischer Appell sein, wenn die Bereitschaft fehlt, unsere Lebensverhältnisse strukturell zu verbessern«.

7. Die Synode wendet sich deshalb zunächst dringend an die gesellschaftliche Öffentlichkeit und bittet besonders die in der Bundesrepublik unmittelbar politische Verantwortung tragenden Instanzen,

- das Ausmaß der Gefährdung der Kinder, nicht zuletzt im Bereich der körperlichen, seelischen und sozialen Gesundheit, wahrzunehmen,
- den um die Lage der Kinder wissenden Experten und für sie eintretenden Organisationen politisch deutlich Gehör zu schenken,
- die UN-Konvention über die Rechte der Kinder in Bund und Ländern umzusetzen,
- überzeugende und wirksame kinderfreundliche und familien-gerechte Rahmenbedingungen zu schaffen, wie sie die Situation längst erforderlich macht,

- trotz der finanziellen Lage nicht überwiegend finanzpolitisch, sondern auf der Ebene gesellschaftlicher Prioritäten und übergeordneter Wertsetzung zu entscheiden
- und dabei die oft aussichtslos erscheinende Lage der Kinder in der Zweidrittelwelt nicht aus den Augen zu verlieren.

Was wir von der Gesellschaft fordern

8. Kinder sind von den Entwicklungen der *Arbeitsgesellschaft* direkt und indirekt betroffen. Arbeit ist ein wichtiges Element der Identitätsbildung für die einzelnen wie für das Gemeinwesen. Wenn sie aber gesellschaftlich so organisiert bleibt, daß Kinder frühzeitig eher deren Schattenseiten als deren Chancen erfahren, darf es nicht verwundern, wenn sie Erfüllung jetzt und später lieber im Konsum und in Freizeitbeschäftigungen suchen.

Das Familienleben muß sich tagtäglich den Gegebenheiten der Arbeitswelt unterordnen. Dies gilt in besonderem Maße für Alleinerziehende und dann, wenn beide Eltern einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Es sind Maßnahmen notwendig, die das Erwerbsleben familiengerecht gestalten, um es Frauen und Männern in gleicher Weise zu ermöglichen, Familienaufgaben und berufliche Pflichten miteinander zu verbinden. Dabei ist an eine Ausdehnung des Erziehungsgeldes für die ganze Zeit des Erziehungsurlaubs und an seine angemessene Erhöhung zu denken, an eine Verkürzung der Tages- und Wochenarbeitszeit und an größere Arbeitszeitautonomie. Die Wochenendarbeit muß auf das notwendige Maß reduziert werden, um soziale Beziehungen zwischen erwerbstätigen Eltern und ihren Kindern nicht einzuschränken. Als große Arbeitgeberin ist in den genannten Belangen gerade auch die Kirche gefordert, Lösungen zu finden, die vorbildlich wirken.

9. In vielen Familien nehmen Kinder einen wichtigen Platz ein. Sie werden oft als Sinnstifter und Quelle von Glück empfunden. Darum wenden ihnen Erwachsene einerseits viel Aufmerksamkeit zu. Wenn sich hiermit jedoch übersteigerte Erwartungen verbinden, ergeben sich negative Auswirkungen. Kinder werden verunsichert und überfordert. Andererseits lassen Beruf und Freizeitaktivitäten der Eltern das Zeitbudget in den Familien knapper werden. Nicht selten bleiben Kinder weitgehend sich selbst

überlassen. Neben Glück und Sinnerfüllung bedeuten Kinder immer auch Schwierigkeiten und Verzicht – im familiären wie im gesellschaftlichen Bereich. Eine übersteigerte Erlebnis- und Konsumorientierung sowie mangelnde Beziehungsfähigkeiten von Erwachsenen lassen nicht wenige Kinder Mangel leiden.

Darum brauchen *Eltern* Unterstützung in der oft schwierigen Aufgabe, ihren Kindern Liebe, Vertrauen und Geborgenheit zu vermitteln und sie gleichzeitig zu selbstbewußter und selbstverantworteter Lebensführung zu befähigen. Es sollte über staatliche Leistungen sowie tarifvertragliche und betriebliche Regelungen verstärkt möglich sein, daß Mütter oder Väter in den ersten Lebensjahren der Kinder auf Erwerbsarbeit verzichten können und nicht wichtige berufliche Interessen, ungünstige Arbeitsplatzbedingungen oder elementare finanzielle Engpässe beide Eltern zur Berufstätigkeit nötigen. Familienpolitische Programme werden ohne veränderte finanzpolitische Prioritäten unglaubwürdig. Trotz einer Reihe von Leistungsverbesserungen für Familien in den letzten Jahren nehmen Eltern im Vergleich zu Kinderlosen deutliche wirtschaftliche Benachteiligungen auf sich. Das Gleichgewicht im Sinne einer gerechten Lasten- und Nutzenverteilung im Generationenvertrag ist massiv gestört. Die Einschränkungen treffen vor allem Frauen. Demgegenüber ist dringend ein allgemeiner Familienlastenausgleich zu gewährleisten, der sich nicht nur an den verfassungsrechtlich gebotenen – und noch immer nicht erreichten – Mindestgrenzen orientiert, sondern durch eine aktive kinderfreundliche Familienpolitik den Maßstäben einer ausreichenden Familienförderung Rechnung trägt. In diesem Zusammenhang ist auf die prekäre Lage hinzuweisen, daß gerade für Familien mit Kindern ausreichender, preiswerter und qualitativ angemessener Wohnraum fehlt.

10. Für jedes Kind im Alter von drei Jahren bis zum Schuleintritt sollte ein Platz im *Kindergarten* zur Verfügung stehen. Der Rechtsanspruch muß zum 1.1.1996 in Kraft treten. Dabei dürfen die quantitativen Änderungen nicht zu Lasten der Qualität gehen. Die Synode unterstützt hierbei die Forderungen und Initiativen des Diakonischen Werkes der EKD. Für Kinder unter drei Jahren sind ausreichende Betreuungsangebote zu schaffen und für Kinder im Schulalter mehr und vielfältigere Betreuungs- und Bildungsan-

gebote für die unterrichtsfreie Zeit zu entwickeln. Zwischen Ganztagschulen, Horten, Freizeitangeboten von Kirchen, Verbänden und Vereinen müssen kooperierende Arbeitsformen gefunden werden, die die Eigenständigkeit der Kinder in der Gestaltung ihrer freien Zeit unterstützen.

Neben diesen konventionellen Lösungen brauchen auch Initiativen in Städten und Gemeinden Unterstützung, zum Beispiel um ein Netzwerk der Nachbarschaftshilfe und Kinderbetreuung oder andere feste und fördernde Formen der Vernetzung des Kinder- und Erwachsenenlebens sowie Angebote generationenübergreifenden Lernens aufzubauen.

In alle Überlegungen muß die geschlechterspezifische Situation und Sozialisation einbezogen werden. Dazu gehört neben gemeinsamen Angeboten auch die Entwicklung von eigenen Konzepten für Mädchenarbeit und Jungenarbeit.

11. Wer bei der Bildung spart, setzt die Zukunft der Kinder und die Zukunft der Gesellschaft aufs Spiel. Darum brauchen die *Schulen* eine deutlichere Unterstützung:

Überall sollte der Besuch einer »vollen Halbtagsschule« möglich sein, die Kindern genügend Zeit – auch unterrichtsfreie Zeit – zum Lernen und zum Sammeln sozialer Erfahrungen läßt und für viele Kinder mehr soziale Verlässlichkeit bringt. Ein hinreichend differenziertes Unterrichtsangebot, das der Unterschiedlichkeit von Kindern ausreichend Rechnung trägt, muß ausgebaut werden. Die gemeinsame Erziehung von deutschen und ausländischen Kindern ist verstärkt zu unterstützen. Ausländische wie deutsche Kinder brauchen Personen, die ihnen ihre Geschichte und Tradition in einem interkulturellen Unterricht vermitteln können.

Von Lehrerinnen und Lehrern wird heute viel erwartet. Über die Wissensvermittlung hinaus sollen sie zusätzlich oft das leisten, was an anderer Stelle versäumt wird. Vermehrt stehen sie vor Aufgaben der Erziehung und der persönlichen Begleitung von Schülerinnen und Schülern, für die sie aber selbst genügend Zeit und Weiterbildung brauchen. Um der Kinder willen ist deshalb eine vermehrte Zuweisung von Personal an die Schulen angemessen, statt die zunehmenden Belastungen für die Lehrkräfte noch zu vergrößern. Eine Erhöhung ihres Stundendeputats oder der Klassenfrequenzen ist deshalb klar abzulehnen.

Die Synode verweist in diesem Zusammenhang nachdrücklich auf die neue Denkschrift der EKD »Identität und Verständigung« zum Religionsunterricht, die darüber hinaus das gesamte Themenfeld von Bildung, Schule und Kirche anspricht.

12. Die *Integration von Kindern mit körperlichen, geistigen und seelischen Behinderungen* in Kindertagesstätten und Schulen macht Fortschritte, steht vielerorts aber erst am Anfang. Sie muß neben den jeweiligen Sondereinrichtungen – auch in der Gemeinde – fortgeführt und ausgebaut werden. Dabei brauchen die Kinder zusätzliche pädagogische und therapeutische Förderung. Keinesfalls dürfen kranke und behinderte Kinder aus Kostengründen vom Unterricht oder von der Schulpflicht befreit werden.

13. Kinder werden heute durch die Herrschaft einer *Medien- und Konsumwelt* geprägt. Was Kinder sich wünschen, folgt vorgezeichneten Mustern. Ihre Eigentätigkeit wird geschwächt, und ihre Wirklichkeitseindrücke werden besonders durch das Fernsehen zu Erfahrungen aus zweiter Hand. Einerseits müssen darum die hemmungslosen Entwicklungen im Medienmarkt aus Kinderschutzgründen deutlich begrenzt und kontrolliert werden, denn gerade für Kinder, die ohnehin ängstlich und aggressiv oder in anderer Hinsicht mehrfach benachteiligt und belastet sind, haben die Medien eine zentrale Bedeutung und nicht nur in Einzelfällen Wirkungen, die ihre Entwicklung beeinträchtigen. Andererseits hängt es sehr von der familiären Situation und der Einbindung in Kinderfreundschaftsnetze ab, welche Stellung die Medien beim einzelnen Kind einnehmen. Es sind oft gerade die »Vielseher«, die sich selbst überlassen sind und denen Gespräche und distanzierende Auseinandersetzungen mit Erwachsenen fehlen.

Kirche braucht Kinder – Kinder brauchen Kirche

14. Der Kirche kann es vom Evangelium her nicht gleichgültig sein, welche Lebensbedingungen Kinder in einer Gesellschaft vorfinden. Sie würde ihren Auftrag verfehlen, hätte sie nicht immer auch das Wohl aller Kinder im Blick, unabhängig von der kirchlichen Bindung ihrer Eltern oder ihrer eigenen Berührung mit der Kirche. Bevor sie aber im Blick auf die Kinder mit Forderungen an andere herantritt, muß sie selber innehalten und nachdenken. Die

Worte Jesu zu den Kindern stehen im Zusammenhang der Rede vom nahe herbeigekommenen Reich Gottes. Es hat eine gegenwärtige und eine zukünftige Dimension. Ihm geht der Ruf zur Umkehr, zur Buße voraus. Dieser Ruf betrifft zuallererst die Kirche und die erwachsenen Christen. Finden die Kinder in den kirchlichen Gemeinden und Arbeitsfeldern jene Auf- und Annahme, von der Jesus gesprochen hat? Zwar gibt es in der evangelischen Kirche vielfältige Arbeit mit Kindern. In dieses Engagement der Kirche setzen die Menschen Vertrauen. Die sich daraus ergebenden Chancen werden jedoch nicht ausreichend genutzt. Kinder werden auch in der Kirche keineswegs überall als eigenständige Menschen wahrgenommen.

15. *Welche Kirche braucht das Kind?* Die Kirche braucht Kinder, um von und mit ihnen zu lernen: von ihrem Kindsein als einer unvergleichlichen eigenen Form des Menschseins, von selbständigen Entdeckungen und Frageweisen, in denen ihr Weg zum christlichen Glauben auf dem Spiel steht. Das Vertrauen der Kinder, ihre Phantasie, ihre Offenheit, ihre Spontaneität, ihre Neugier, ihre Unbekümmertheit, ihr Mit-Leiden-Können, ihr Umgang mit Zeit, mit Gefühlen, mit neuen Erfahrungen können in unseren Gemeinden positive Veränderungsprozesse auslösen. Sie helfen dazu, manche persönliche oder gemeindliche Enge und Einseitigkeit zu überwinden und zu einem ganzheitlichen Leben und Glauben zu finden. Kinder können uns lehren, wie Kinder zu glauben. Wo die Kirche sich der Begegnung mit den Kindern entzieht, verliert sie mehr als nur diese Kinder. Sie verarmt auch selbst in ihrem Glauben und Leben.

Welche Kirche braucht das Kind? Die Kinder brauchen eine Kirche, die sich durch sie prüfen läßt, die für sie eintritt, die ihnen Raum zum Aufwachsen in schwieriger Zeit und darin das Evangelium vom anbrechenden Reich Gottes als Lebenserfüllung anbietet. Sie schaut daher nicht nur darauf, welche Lebensbedingungen die Kinder vorfinden, sondern sie sorgt sich auch darum, welche Glaubensvoraussetzungen die Kinder antreffen. Hier aber sind die Gemeinden und alle erwachsenen Christen, besonders christliche Eltern, nach der Überzeugungskraft ihres Lebenszeugnisses und der Klarheit sowie Verständlichkeit ihres Glaubenszeugnisses gefragt. Erwachsene aller Generationen erzählen die biblischen Bil-

der und Geschichten, reden von ihren Gotteserfahrungen, teilen ihr Leben, beten für Kinder und mit Kindern und bringen ihnen so eine christlich-religiöse Praxis nahe, ohne sie zu belehren oder zu bedrängen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Schnellebigkeit, Oberflächlichkeit und Machbarkeitswahn unserer Zeit und die extensive Nutzung moderner Medien und Technologien es den Kindern (und den Erwachsenen) schwer machen, für spirituelle Wahrnehmungen überhaupt empfänglich zu sein. Mehr denn je müssen ihnen die biblischen Bilder und die christlichen Symbole, die Schönheit der Lieder und die Kraft der Gebete erst behutsam erschlossen werden.

Was wir von der Kirche fordern

16. Zu unserer christlichen Praxis gehört die *Taufe* von Kindern im Säuglingsalter. Zunehmend findet sie jedoch zu einem späteren Zeitpunkt – nicht selten erst im Zusammenhang der Konfirmation – statt. Die Konsequenzen, die sich aus beidem ergeben, müssen ernstgenommen werden. Dabei geht es nicht nur um die verschiedenen Formen der Taufbegleitung und des kirchlichen Unterrichts. Durch konkrete Schritte müssen die Kinder – auch die ungetauften beziehungsweise noch nicht getauften – einbezogen und ihre Lebenssituation wahrgenommen werden, zum Beispiel über eine Vertretung der Kinder und ihrer Interessen in den kirchlichen Gremien durch Kinderpresbyter oder -gemeinderäte, Anhörungen der Kinder oder Rechenschaftsberichte über die Situation der Kinder in der Gemeinde etwa im Rahmen einer Visitation.

Die Diskussionen um das *Abendmahl mit Kindern* und die Ermutigungen von Landessynoden haben in nicht wenigen Gemeinden dazu geführt, Mädchen und Jungen in diese besondere Gemeinschaft einzubeziehen und mit ihnen das Abendmahl zu feiern. In der noch häufig anzutreffenden Abendmahlspraxis vieler Gemeinden, die die Zulassung zum Abendmahl ausschließlich mit der Konfirmation verbindet, wird jedoch deutlich, daß die Ausgrenzung der Kinder keineswegs überwunden ist.

Insgesamt ist eine Neubesinnung über das Verständnis der *Konfirmation* geboten. Sie darf nicht nur ein punktuelles Ereignis sein, bei dem die Aufnahme in die »Gemeinde der Erwachsenen« voll-

zogen wird. Vielmehr müssen im Sinne eines kontinuierlichen und übergreifenden Prozesses die Konfirmation und die Arbeit mit Konfirmanden und Konfirmandinnen in die verschiedenen Formen der Lebensbegleitung im Kindheits-, Jugend- und Erwachsenenalter einbezogen werden, so daß das taufende und das konfirmandierende Handeln der Kirche wirklich ineinandergreifen.

17. Die Kirche ist für die Zukunft der Kinder mitverantwortlich. Um diese Verantwortung wahrzunehmen, hat sie einerseits bewährte, wenngleich auch immer wieder neu zu erprobende Räume, in die hinein sie die Kinder einlädt und die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Ortsgemeinde stehen, zum Beispiel Kindergottesdienst und Christenlehre. Sie hat andererseits Räume, mit denen sich die Kirche in die Gesellschaft öffnet und wo sie zu den Kindern hinausgeht, zum Beispiel Kindergärten und Kindertagesstätten oder andere diakonische Einrichtungen sowie die offene Kinder- und Jugendarbeit. Diese Räume gilt es in Zukunft verstärkt zu erschließen, auch indem neue experimentelle Formen des Zusammenseins mit Kindern, gleichsam für die Kinder auf der Straße erprobt werden. Das zum Schwerpunktthema der Synode zusammengestellte Lesebuch, in dem verschiedene Institutionen, Einrichtungen und Verbände ihre Arbeit mit Kindern darstellen, macht allerdings deutlich, daß zwischen den benannten Räumen kirchlichen Handelns mit Kindern fließende Übergänge stattfinden, Katechumenat und Diakonat greifen oft ineinander. Ebenso wird überall die gesellschaftliche Situation der Kinder mehr und mehr zur Kenntnis genommen und in die Voraussetzungen der Arbeit einbezogen.

18. Die Synode dankt allen, die ehrenamtlich beziehungsweise beruflich in der Kirche das Leben der Kinder begleiten, mit Kindern arbeiten und sich für Kinder einsetzen. Sie möchte mit dieser Kundgebung deren Engagement würdigen und unterstützen.

Die Synode bittet darum eindringlich, auf allen Ebenen unserer Kirchen und Gemeinden darüber nachzudenken und zu prüfen, wie die Arbeit mit Kindern weiter entwickelt und gefördert sowie besser in eine Gesamtkonzeption der kirchlichen und der gemeindepädagogischen Arbeit einbezogen werden kann. Dazu müssen Kinder und die Einrichtungen für Kinder viel stärker in das Bewußtsein aller Verantwortlichen in der Kirche gelangen. Jede

Ebene kirchlichen Wirkens und jede einzelne Kirchengemeinde ist herausgefordert,

- die Situation von Kindern in allen Lebensbereichen und besonders in der Ortsgemeinde und – wo vorhanden – im örtlichen evangelischen Kindergarten oder Kinderspielkreis wahrzunehmen;
- das Vertrauen der Menschen nicht zu enttäuschen, daß Kirche und ihre Einrichtungen sich für die Kinder engagieren;
- die sich aus der Arbeit mit Kindern ergebenden Möglichkeiten von Mission und Gemeindeaufbau zu sehen;
- die Begleitung der Kinder zu intensivieren und mehr Angebote zu machen, die Kinder einbeziehen und von ihnen her gestaltet sind;
- mit Kindern eine Lebens- und Lerngemeinschaft zu bilden und sie bereits in frühen Lebensjahren an den christlichen Glauben heranzuführen;
- zu erkennen, wo und wie Kinder gefährdet sind oder ihre Belange geringgeschätzt werden;
- zu prüfen, wie sie zur Anwältin der Kinder und ihrer Interessen werden kann.

In diesem Zusammenhang empfiehlt die Synode, sich der »Prüfsteine auf dem Weg zu einer kindgerechten Kirche« (s. Vorlage zum Schwerpunktthema) anzunehmen und sie in die weiteren Planungen einzubeziehen.

19. Zum einen brauchen diejenigen, die in der Kirche Mädchen und Jungen hauptamtlich begleiten wollen (Erzieherinnen und Erzieher, Diakone und Diakoninnen, Katechetinnen und Katecheten, Sozial- und Gemeindepädagogen und -pädagoginnen etc.), eine fundierte, evangelisch profilierte und allgemein anerkannte Ausbildung sowie gesicherte Berufsperspektiven. Ihre Qualifikationen sind in der Kirche unverzichtbar. Das muß auch in den Stellen- und Finanzplänen zum Ausdruck kommen. Die gemeindepädagogische Verantwortung und die Aufgaben des Religionsunterrichts dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden.

Damit zum anderen eine gute Vernetzung mit weiteren Arbeitsbereichen der Kirche gelingt, muß die Kindgerechtigkeit von Kirche und Gemeinde Thema und fest verankerter Inhalt in den Aus- und Fortbildungsgängen haupt- und nebenamtlicher kirchlicher Mit-

arbeiterinnen und Mitarbeiter, gerade auch der Pfarrerinnen und Pfarrer, sein.

Schließlich müssen diejenigen, die als Ehrenamtliche unentgeltlich und freiwillig mit Kindern arbeiten, durch ausreichende Fortbildungsangebote und auf personelle und materielle Weise Unterstützung erfahren.

Insgesamt muß trotz knapper werdender Haushaltsmittel die kirchliche Arbeit mit Kindern in vollem Umfang erhalten werden. In der aktuellen Prioritätendebatte ist zu berücksichtigen, daß durch den christlichen Traditionsabbruch und schwindende religiöse Erfahrungsfelder in Familie und Gesellschaft früher vorhandene Grundlagen und Bezüge fehlen. In einzelnen Bereichen, in denen sich die Arbeit mit Kindern besonderen Brennpunkten und Herausforderungen zuwendet, ist sie zusätzlich zu unterstützen. Dabei sind die verschiedenen Einrichtungen, Werke, Gemeinden, Verbände und Träger aufgerufen, ihre Aktivitäten abzustimmen und gegenseitig zu ergänzen.

Halle/Saale, den 11. November 1994

Der Präses der Synode
der Evangelischen Kirche in Deutschland
Dr. Jürgen Schmude

Beschluß

der 8. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland
auf ihrer 5. Tagung
zu

Kinderfreundliche Gemeinde und Gesellschaft

Die Synode macht sich die Forderungen und Konsequenzen aus der Vorlage zum Schwerpunktthema zu eigen. Sie betont die Wichtigkeit eines deutlichen Perspektivenwechsels. Zur Umsetzung spricht sie *folgende Bitten* aus:

- *Der Rat der EKD möge*
 - bei seinen Gesprächen mit der Bundesregierung, mit Parteien, Gewerkschaften und anderen gesellschaftlichen Gruppen die Situation der Kinder in unserer Gesellschaft zur Sprache bringen sowie auf eine Änderung der familienpolitischen und bildungspolitischen Rahmenbedingungen und Maßnahmen zugunsten der Kinder drängen (vgl. Kundgebung Pkt. 7) und der Synode über seine Gespräche regelmäßig berichten,
 - sich vor allem bei der Bundesregierung für einen (in Analogie zum Jugendbericht) in bestimmten Abständen zu erstellenden Kinderbericht einsetzen,
 - bei der Bundesregierung, dem Gesetzgeber und den Parteien entschieden für eine soziale Wohnungspolitik eintreten, die eine ausreichende und angemessene Wohnraumversorgung für Familien mit Kindern gewährleistet,
 - an die Bundesregierung, die Länderregierungen und Kommunen appellieren, das »Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt« weiterzuführen und die im Rahmen dieses Programms begonnenen Projekte auch über 1995 hinaus unvermindert zu fördern,

- Vorlage, Kundgebung, Referate und Bibelarbeiten zum Schwerpunktthema und ebenso das »Lesebuch zur Arbeit mit Kindern in der Kirche« veröffentlichen und bekanntmachen,
 - in Kooperation mit Verbänden, Erwachsenen- und Familienbildungseinrichtungen etc. Konzeptionen entwickeln, die evangelischen Eltern und ihren Anliegen Gehör verschaffen.
- *Die Gemeinden, Kirchenkreise, Landeskirchen und ihre Diakonischen Werke* mögen
 - Kinder und die Einrichtungen für Kinder stärker in das Bewußtsein aller Verantwortlichen in der Kirche bringen (vgl. Kundgebung Pkt. 18),
 - die Kinderfreundlichkeit des kirchlichen Handelns auf der jeweiligen Ebene überprüfen,
 - Müttern und Vätern Mut machen und ihnen Hilfe geben, ihre Kinder im christlichen Glauben zu erziehen,
 - Kinder in dem Bemühen unterstützen, daß ihre Anliegen in den kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Gremien aufgenommen werden,
 - Kinderbeauftragte einsetzen (evtl. in Zusammenhang mit der Beauftragung für Jugendarbeit), die in regelmäßigen Abständen Bericht erstatten,
 - prüfen, ob sie kircheneigene Gebäude und Wohnungen für Familien mit Kindern bereitstellen können,
 - eigene Siedlungswerke anregen, mehr Phantasie und Kreativität bei ihren Konzeptionen für Familienwohnsiedlungen einzusetzen.
 - *Das Comenius-Institut, Evangelische Arbeitsstätte für Erziehungswissenschaft*, möge dem Gesichtspunkt des Perspektivenwechsels in interdisziplinären Projekten Rechnung tragen und Konsequenzen erarbeiten, die sich daraus für die verschiedenen Bereiche kirchlicher und öffentlicher Bildungsverantwortung und den Institutionen, die sie wahrnehmen, ergeben.
 - *Die Arbeitsgemeinschaft der Leiterinnen und Leiter der Pädagogischen Institute und Katechetischen Ämter (ALPIKA)* möge
 - bei der religionspädagogischen Aus-, Fort- und Weiterbildung sowie in der Materialentwicklung den mit dem Per-

- spektivenwechsel verbundenen Prozessen besondere Aufmerksamkeit widmen und sie für die kirchliche und schulische Bildungsarbeit mit Mädchen und Jungen auswerten,
- die Anliegen der Medienpädagogik weiter fördern sowie Medienstellen einrichten beziehungsweise erhalten,
 - in einem koordinierten Vorgehen bestehende landes- und bundesweite Initiativen gegen Gewalt, Pornographie und Sexismus in den Medien und für eine stärkere Selbstkontrolle sowie für eine verbesserte Medienerziehung und Elterninformation unterstützen.

- *Die Theologischen Fakultäten, die Gemischte Kommission und alle Ausbildungsinstitutionen für den Dienst in den Kirchengemeinden und für den schulischen Religionsunterricht* mögen einen Perspektivenwechsel in Forschung und Lehre vornehmen:
 - In der Forschung ist Untersuchungen zur Religion von Kindern verstärkte Bedeutung beizumessen,
 - in der Lehre, das heißt Ausbildungsstrukturen und -praxis, ist der Vermittlung von kommunikativen und kreativen Fähigkeiten mehr Raum zu geben.

Die Synode sieht mit Sorge, daß die Entwicklungen auf dem Medienmarkt zu einer Zunahme von Gewaltdarstellungen geführt haben, die verheerende Folgen für die psychische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen haben können.

Neben einer Unterstützung der Aufgabe der Beauftragten und Rundfunkräte und der Freiwilligen Selbstkontrolle sollten wir alle bei den Sendern und den Firmen gegen durch Werbung unterstützte Ausstrahlung von Horrorfilmen Protest einlegen und dies auch öffentlich machen.

Halle/Saale, den 11. November 1994

Der Präses der Synode
der Evangelischen Kirche in Deutschland
Dr. Jürgen Schmude

Einführung in die Behandlung des Schwerpunktthemas

1. Meine Aufgabe ist es, in die Vorlage zum Schwerpunktthema der diesjährigen Synodaltagung einzuführen. Ich tue dies im Namen des Vorbereitungsausschusses, der – zusammen mit Expertinnen und Experten aus verschiedenen Bereichen von Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft – seit mehr als einem Jahr an diesem Thema intensiv gearbeitet hat. Unser Bemühen war es gewesen, in diese interdisziplinäre und immer auf die Alltagspraxis bezogene Arbeit so früh wie möglich auch alle die einzuschließen, die in den verschiedenen Arbeitsfeldern unserer Kirche mit Kindern tagaus, tagein arbeiten. Aus dieser Zusammenarbeit ist das »Lesebuch 94« mit seinen instruktiven Texten und einladenden Bildern entstanden, das Ihnen als ein weiteres wichtiges Dokument zur Vorbereitung auf unsere heutigen Beratungen zugegangen ist. Unser Ziel war es dabei auch, Ihnen und darüber hinaus einer interessierten Öffentlichkeit zu zeigen, in wie vielen Bereichen auf ganz unterschiedliche Weise in unseren Kirchen und Gemeinden Arbeit mit Kindern praktisch geschieht. Dieses Lesebuch erhebt mit seinen Themen keinen Anspruch auf Vollständigkeit, macht aber in seiner Buntheit und Vielgestaltigkeit deutlich, wie wichtig und spannend es ist, sich unserem Thema intensiver zuzuwenden.

2. Es geschieht zum ersten Male, daß eine Synode der EKD »Kinder in Gemeinde und Gesellschaft« so pointiert, so ausschließlich in den Mittelpunkt ihrer Beratungen rückt. Natürlich hat sie sich in der Vergangenheit immer wieder mit Bildungsthemen und damit unter anderem auch mit der Verantwortung der Kirche für Kinder beschäftigt. So hatte zum Beispiel die letzte große Bildungssynode der EKD, die 1978 unter dem Thema »Leben und Erziehen – wozu?« in Bethel

stattfind, neben anderen auch eine EntschlieÙung zur »Situation der Eltern und Kinder in Familie und Gesellschaft als Herausforderung an Botschaft und Dienst der Kirche« verabschiedet. Darin hieß es: »Gottes Wort bezeugt, daß Jesus Christus die Kinder in seine Gemeinschaft ruft und ihnen so wie den Erwachsenen Lebensraum gewährt. Damit sind wir herausgefordert, unseren Kindern den Lebensraum zu geben, auf den sie um Gottes willen ein Recht haben ... Vielen Kindern wird auf unserer Erde das nackte Recht auf Leben vorenthalten: sie verhungern oder sterben an Krankheiten ... Wir sollten es nicht ertragen können, wenn Kindern das Brot zum Leben, der Platz zum Schlafen oder auch die Ausbildung für einen Beruf vorenthalten werden... Eine Menschheit, die sich den heranwachsenden Kindern verschließt, raubt sich selber Glück und Zukunft ... Unser Eintreten für das Recht jedes Kindes auf Raum zum Leben setzt voraus, daß wir auch selbst dem Kind und seinen Ansprüchen im Leben der Gemeinden Raum verschaffen.«

Solche Sätze, vor mehr als fünfzehn Jahren von der Synode verabschiedet, haben seitdem nichts von ihrem Gewicht und ihrer Dringlichkeit verloren. Vier Jahre später, 1982, tagte hier in Halle die 4. Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR und befaßte sich schwerpunktmäßig mit Fragen der kirchlichen Arbeit mit Kindern und Konfirmanden. Ihr Fazit: Es ist erneut deutlich geworden, »in welchem Maße Kinder in der Gemeinde eine Herausforderung sind für die ganze Gemeinde, ihre Mitarbeiter und für die Gesellschaft.«

Von allen diesen Beratungen, Ergebnissen und Beschlüssen von Synoden aus Ost und West aus den zurückliegenden Jahren einschließlich der Bad Wildunger Synode von 1988 zum Thema »Glauben heute. Christ werden – Christ bleiben« hat sich der Vorbereitungsausschuß in seiner Arbeit inspirieren und leiten lassen. Dennoch hat er sich im Unterschied zu früheren Synoden und ihren Diskussionen über Bildungsfragen sehr bewußt auf Kindsein und Kindheit in Gemeinde und Gesellschaft konzentriert, also auf die ersten zwölf Jahre im Leben von Jungen und Mädchen. Damit sollten natürlich nicht die angrenzenden Jahre und Themen wie – im Internationalen Jahr der Familie besonders wichtig – »Familie« oder »Jugend« ausgeklammert werden. Dennoch ging es dem Vorbereitungsausschuß in erster Linie

- um eine neues Wahrnehmen, wie Kinder heute leben, wie sie Leben erfahren und was sie davon in das Zusammenleben mit den Erwachsenen einbringen können,
- um eine neue Klärung, an welchen Vorstellungen von Kindsein und Kindheit sich die Verantwortlichen für die Arbeit mit Kindern in Kirche und Gesellschaft orientieren sollen,
- um eine neue Verständigung über den Auftrag der Kirche, für eine kindergerechte Gemeinde und für eine kinderfreundliche Lebenswelt Sorge zu tragen,
- um ein neues Erinnern an die biblische Botschaft, nach der die Herrschaft Gottes dort ist, wo auch Kinder sind,
- um Schritte zu einer neuen Motivation für alle, die in Kirche und Gesellschaft mit Kindern zusammenleben und -arbeiten.

Dies sind die fünf Zielvorstellungen, unter denen diese Vorlage entstanden ist. Angesagt ist also eine *Konzentration* auf die ersten zwölf Jahre des Lebens von Mädchen und Jungen, und angesagt ist ein *Perspektivenwechsel*, der auf ein neues Wahrnehmen von Kindern unter uns zielt. Auf beide Stichworte: das der Konzentration und das des Perspektivenwechsels werden wir im folgenden immer wieder zurückkommen müssen.

3. »Aufwachsen in schwieriger Zeit«, so haben wir mit unserem Thema die Gegenwart der Kinder beschrieben. Ob diese Zeitansage wirklich zutrifft, wird immer wieder gefragt. War Aufwachsen, waren die Zeiten nicht immer schwierig? Oder – wie Jürgen Henkys neulich bei einer Vorbereitungsstagung der Studien- und Begegnungsstätte Berlin zu unserem Synodenthema fragte: »Gab es je eine Zeit, die in den Augen von Pädagogen nicht als schwierig galt?« Sie finden seine Frage in dem blauen Heft »Kinder in Ostdeutschland«, das Ihnen allen zugegangen ist. Seine Antwort: »Es müßten denn diese pädagogischen Augen geblendet gewesen sein durch die Vorzeichen eines angeblichen messianischen Zeitalters. Das hat es natürlich gegeben. Eine bestimmte Schicht von DDR-Pädagogen hätte sicher gezögert zu sagen, unsere Kinder wachsen in einer schwierigen Zeit auf. Die Sprache der offiziellen Filme und Fotos vom Kinderglück in totalitären Regimen gleichen sich stimmungsmäßig und motivisch überall. Abgesehen davon möchte ich aber annehmen, daß dort, wo Pädagogen nach dem Verhältnis

von Kind und Zeit gefragt haben, sie auf diese oder jene Weise immer zu der Meinung gekommen sind, daß es eine schwierige Zeit für das Aufwachsen von Kindern sei.

Verglichen mit dem, was das ausgehende 20. Jahrhundert über die Kinder in anderen Regionen verhängt, mögen wir hier eine gute Zeit für Kinder haben; gleichwohl ist es eine schwierige Zeit. Ich nenne zwei Symptome, ein qualitatives und ein quantitativ ausgezähltes. Das qualitative Symptom: Die letzten Feuerleger in einem von Ausländern bewohnten Haus (Bielefeld!) waren vor drei Jahren noch Kinder. – Das quantitative Symptom: In einer Befragung von 1991 unter 1630 vorwiegend jungen Leipzigern von der fünften Klasse an aufwärts sollten drei persönliche Wünsche formuliert werden. Da stand an erster Stelle die Antwort ›Arbeit‹ und an zweiter Stelle die Antwort ›Gesundheit‹. Wenn eine so große Population von jungen Leuten Arbeit und Gesundheit an die Spitze von frei verfügbaren Wünschen stellt, dann ist das doch sehr aufschlußreich! Und noch ein weiteres Datum aus dieser Befragung: 15 Prozent der befragten jungen Menschen fühlten sich durch die Ungewißheit über ihre persönliche Zukunft ›vollkommen belastet‹ (auf einer Fünferskala zwischen ›überhaupt nicht belastet‹ bis ›vollkommen belastet‹). – Also eben doch«, so schließt Jürgen Henkys, »Aufwachsen in schwieriger Zeit« (S. 36f.).

Wir können natürlich über diese Frage weiter trefflich streiten. Aber ein solcher Streit, wenn er denn hier geführt werden sollte, darf auf keinen Fall auf Kosten der Kinder gehen, die – das wird keiner unter uns in Frage stellen – auf jeden Fall unter Bedingungen unter uns heranwachsen, die wir Erwachsenen in unserer Kindheit so nicht kannten.

Ist eine Gesellschaft von Krisen geschüttelt, dann trifft es die Kinder am härtesten. Als die Verwundbarsten unter uns tragen sie daran am schwersten, sowohl im Blick auf die Zahl wie auf das Ausmaß der Lasten. Mütter und Väter, Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer, kurz alle pädagogisch Engagierten bekommen das täglich im Umgang mit ihnen zu spüren. In der aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskussion aber werden Kinder erst dann wahrgenommen, wenn sie sich ungewöhnlich verhalten (Stichworte: Verhaltensstörungen, Drogenmißbrauch,

Gewaltbereitschaft). Dann gelten Kinderthemen nicht länger mehr als bloße Frauenthemen und bewegen plötzlich eine größere Öffentlichkeit. Dabei wissen wir es alle längst, daß diese Zeit der frühen und mittleren Kindheit die entscheidend prägende Phase im Leben eines Menschen ist (Stichwort: Konzentration!). Freilich, die dann immer lautstark geforderten, aber oft nur halbwegs umgesetzten Hilfsprogramme dienen bestenfalls der Schadensbegrenzung. Im Vordergrund steht die Verwaltung des status quo, nicht das Bemühen, Kräfte freizusetzen, um an die Ursachen solchen »Fehlverhaltens« heranzukommen und gegen sie anzugehen.

4. Während in der Praxis des Alltags – in den Familien, in den Kindertagesstätten, in den Horten, auf den Spielplätzen, in den Schulklassen – die pädagogischen Herausforderungen ständig zunehmen, versucht die erziehungswissenschaftliche Diskussion nicht nur Schritt zu halten, sondern neue Impulse zu setzen. Von einer breiteren Öffentlichkeit wenig registriert, melden sich angesichts der sich einschneidend verändernden Bedingungen des Aufwachsens die Stimmen derer zu Wort, die auf eine neue Wahrnehmung von Kindern und ihrer Lebenswelt drängen (Stichwort: Perspektivenwechsel). Kinder neu und sorgsam wahrnehmen zu lernen, auf sie zu hören und sich in ihre Welt einzufühlen, darauf aus zu sein, die »hundert Sprachen der Kinder« zu verstehen, das ist eine erste Reaktion auf die Zeitansage »Aufwachsen in schwieriger Zeit«. Sie wird unter uns pädagogisch begründet, wo erneut über Kindheit als einem eigenen Modus des Menschseins nachgedacht wird. Sie wird entwicklungspsychologisch gefordert, weil die neueren Forschungen ein immer deutlicheres Bild von dem Eigenbeitrag der Kinder zu ihrer Entwicklung von der vorgeburtlichen Phase ihres Lebens an ergeben. Etwas ausführlicher ist davon in dem zweiten Kapitel unserer Vorlage (»Leben und Welt aus der Sicht von Kindern«) die Rede. Theologisch gesehen aber – und dies soll uns jetzt vor allem interessieren – hat dieses neue Wahrnehmen von Kindern seinen Ort in der Jesusgeschichte, in der Jesus ein Kind in die Mitte stellt und zu den Erwachsenen sagt: »Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder...« (Mt. 18,3). Zwei Einsichten drängen sich einem angesichts dieser unter uns oft so verharmlosten neutestamentlichen Geschichte auf. Die er-

ste: In einer kaum überbietbaren Radikalität werden hier Kinder als vollwertige Menschen und nicht nur als eine Vorstufe dazu, als ein Noch-Nicht angesehen. Die zweite: Zur Frage steht hier nicht, ob ein Kind »in das Reich der Himmel« kommen kann, sondern vielmehr, ob die Erwachsenen das können. Die sonst übliche Rangordnung wird umgekehrt, die Grenzen zwischen Erwachsenenwelt und Kinderwelt, zwischen Erwachsenen und Kindern erscheinen wie aufgehoben. Plötzlich ist das verlorene, aber nicht vergessene Land der eigenen Kindheit ganz nahe. Die Konzentration auf Kindheit und das neue Wahrnehmen von Kindern (Perspektivenwechsel!) sind unausweichlich als Aufgaben vor uns hingestellt.

Für den Vorbereitungsausschuß haben diese und andere biblische Aussagen und ihre theologischen Implikationen, wie Sie sehen, eine entscheidende Rolle gespielt. Nicht umsonst findet sich in der Vorlage zum Schwerpunktthema ein längerer Abschnitt über Kinder und Bibel, in dem der biblische Befund erhoben und interpretiert wird. Er bildet sozusagen die biblisch-theologische Grundlage für die drei Hauptabschnitte, auf die ich nun im folgenden weiter eingehen möchte.

5. In einem ersten Abschnitt mit der Überschrift »Kindsein 1994 – zur Lage der Kinder in Deutschland« wird das »Aufwachsen in schwieriger Zeit« näher beschrieben und analysiert. Dabei lag dem Vorbereitungsausschuß daran, die Widersprüchlichkeit der Situation deutlich herauszuarbeiten: Auf der einen Seite gilt, was J. Henkys – er wurde oben schon zitiert – feststellt: »Verglichen mit dem, was das ausgehende 20. Jahrhundert über die Kinder in anderen Regionen verhängt, mögen wir hier eine gute Zeit für Kinder haben.« In der Tat, den meisten Kindern geht es in unserem Lande besser als ihren Altersgenossen in den Ländern der Zweidrittelwelt. Wer auch nur ein wenig Einblick in die dortige Situation hat, weiß: die abgrundtiefen Unterschiede sind mit Worten gar nicht zu beschreiben. Auf der anderen Seite jedoch ist uns allen einsichtig, daß Kinder unter den Bedingungen unseres Wohlstands zwar auf den ersten Blick nicht so sehr materiellen, dafür aber offensichtlich vielen anderen Entbehrungen ausgesetzt sind. Mit der Formel »Kindsein 1992 – alles haben können und doch

das Entscheidende nicht bekommen« ist diese Situation vor einiger Zeit einmal sehr treffend beschrieben worden. Dennoch, wenn wir an die vorhin zitierten Befragungsergebnisse von jungen Leipziguern denken, dann reicht diese Beschreibung allein noch nicht aus. Offensichtlich erfahren Kinder unter uns stärker, als uns das oft bewußt ist, daß ihre Gegenwart und Zukunft zunehmend durch soziale und durch ökologische Risiken gefährdet wird: Belastete Familien, neue Armut, Leistungs- und Konsumdruck, kinderfeindliche Umwelt, Umbau der Arbeitswelt, Umweltzerstörung, Dominanz materieller gesellschaftlicher Leitbilder und religiöse Verarmung, das sind einige der Stichworte aus der Vorlage und ihren Zwischenüberschriften, mit denen die Lebenssituation von Kindern in unserem Lande auch beschrieben werden muß, wobei die nach wie vor bestehenden Unterschiede zwischen den neuen und alten Bundesländern – das zeigen entsprechende Untersuchungen deutlich – besonders zu Buche schlagen.

Dennoch – das möchte ich noch einmal nachdrücklich unterstreichen –, der Vorlage liegt daran, die ganze Widersprüchlichkeit der Situation durchzuhalten. Weder ist ein allgemeiner Kulturpessimismus angesagt noch das Verschwinden von Kindheit zu beklagen. Umgekehrt erweist sich ein naiver Fortschrittsoptimismus in dem Sinne, »alle Probleme seien letztlich beherrschbar und gerade Kinder erwiesen sich darin als vorbildliche Meister, fehl am Platz. Tatsache ist, daß sich die Lebenswelten ... von Kindern bei uns tiefgreifend verändert haben, verbunden mit höchst ambivalenten Erlebnissen und Erfahrungen, die sich teils hinderlich, teils fördernd auf die Aufgabe der Selbstwerdung auswirken« (N. Mette).

Deshalb stehen Erwachsene hier vor einer doppelten Aufgabe: Zum einen müssen sie mit aller Kraft daran arbeiten, eine Welt zu hinterlassen, die nicht irreversibel geschädigt ist und in der auch ihre Kinder und Enkel noch leben können. Unser Handeln, auch unser kirchliches Handeln, muß auf allen Ebenen auf seine Folgen für die kommende Generation hin überprüft werden. Entscheidungen werden viel zu oft nur in ihren kurzfristigen Auswirkungen abgeschätzt. Zum anderen brauchen Kinder stabilisierende Erfahrungen. Sie müssen an den für sie wichtigen Erwachsenen erleben können, daß diese angesichts der gesellschaftlichen Pro-

bleme und der globalen Bedrohungen nicht resignieren, daß sie aber auch nichts verdrängen, sondern sich – und sei es noch so bescheiden und zeichenhaft – engagieren. Im Zusammenhang mit dem großen Hallenser August Hermann Francke hat der Herr Ratsvorsitzende gestern von der »Gegenbewegung des Reiches Gottes« unter uns gesprochen. Genau darum geht es für Christen und für Kirche. Es ist offensichtlich, daß Zukunftsängste von Kindern dann am besten verarbeitet werden, wenn die Kinder in Beziehungen aufwachsen, in denen sie sich wertgeschätzt wissen und geborgen fühlen, in denen ihr Leben, um den Terminus des Ratsberichts noch einmal aufzugreifen, in Obhut genommen wird. Sind unsere Familien, unsere Kindertagesstätten, unsere Schulen und unsere Gemeinden mit ihren verschiedenen Arbeitsfeldern für Kinder dazu in der Lage?

Dies sind nur einige wenige der in der Vorlage aufgeworfenen Fragen und benannten Konsequenzen. Aber an ihnen läßt sich gut verdeutlichen, was so auch von anderen Partien der Vorlage gilt: Diese von uns angestrebte Konzentration auf die ersten zwölf Lebensjahre eines Menschen und unser Versuch, Kinder und ihre Lebenswelt neu wahrzunehmen, führen nicht zu einer Verengung, sondern gerade zu einer Erweiterung unseres Blickfeldes: Perspektiven werden eröffnet, die diesen Zeitraum weit überschreiten, und Einsichten tun sich auf, die nicht nur die Welt der Kinder, sondern auch die Welt der Jugendlichen und die Welt der Erwachsenen in einem neuen Licht erscheinen lassen. Sie haben es vermutlich längst gemerkt: Das Kinderthema und das Jugendthema, der Kinderbericht, wenn ich diese Vorlage einmal so nennen darf, und der Jugendbericht, über den wir gestern diskutiert haben, ergänzen sich nicht nur, sondern überschneiden sich in manchen Partien. Bei aller Eigenständigkeit des einen und des anderen Themas: Eine solche Verzahnung, wie sie zum Beispiel in einem Satz des aej-Jugendberichtes zum Ausdruck kommt, daß Arbeit mit Kindern ein »integraler Bestandteil Evangelischer Jugendarbeit« ist, ist von der Sache her dringend geboten.

6. Der schon immer wieder angesprochene Perspektivenwechsel wird nun in dem zweiten großen Abschnitt der Vorlage, überschrieben »Leben und Welt in der Sicht von Kindern«, ausdrücklich mit

seinen Möglichkeiten und Grenzen thematisiert. Was es bedeuten könnte, das Kind in die Mitte zu stellen, wie Jesus das im Kreise seiner Jünger getan hat (Mk. 9,33-37), und es wirklich zu Worte kommen zu lassen, wie das pädagogische und psychologische Erkenntnisse und Einsichten eigentlich verlangen, wird hier behutsam in den Blick genommen. »Behutsam« deshalb, weil wir alle die Probleme, Widerstände und Mißverständnisse kennen, auf die wir immer wieder – wahrscheinlich zuallererst bei uns selbst – stoßen. »Behutsam« aber auch deshalb, weil diese neue Wahrnehmung von Kindern und ihrer Lebenswelt unsere bisherigen Positionen, Grundlagen und Voraussetzungen für den Umgang und die Arbeit mit Kindern in Frage stellen könnte. Um es mit einem Zitat etwas zugespitzt zu formulieren: »Bislang waren die ›Begrenzungen‹ deutlich: Die Familie, die Schule, die Gemeinde übernahmen für sie (die Kinder) die Verantwortung, in vorgegebene Systeme hineinzuwachsen. Kinder ›neu wahrnehmen‹ fragt danach, wer die Kinder selbst sein wollen, was sie selbst bewirken können und wo sie nicht auf-, sondern herauswachsen wollen und müssen, um ihren Weg zu finden. Welche Folgerungen ergeben sich aus solchen Annäherungen für die Gemeindepädagogik? Es sind Konzepte weiterzuentwickeln, die das Subjektsein des Kindes bestärken:

- zu wissen, wer sie sind (auch dann, wenn ihre Eltern arbeitslos sind, sich gerade trennen, die Wohnverhältnisse unzureichend sind),
- für sich einen eigenen Wert und eine eigene Würde zu beanspruchen, unabhängig von den erbrachten Leistungen,
- um die eigenen Stärken und Schwächen zu wissen und realistisch und utopisch mit ihnen umgehen zu lernen,
- in der Gemeinde Erfahrungen von Zuwendung und Impulse für eine bejahte Autonomie zu erwarten,
- sich von ihren Bezugspersonen und auch von einer ›mütterlichen‹ Gemeinde zu lösen – ohne Angst vor ›geschlossenen Grenzen‹ (E. Goßmann, CI Informationen 1994/2).

Ein Stück weit ist von diesem Prozeß des neuen Wahrnehmens von Kindern und Jugendlichen her schon in der neuen, von der Kammer für Bildung und Erziehung erarbeiteten, vom Rat der EKD schließlich veröffentlichten Denkschrift zum Religionsunterricht argumentiert worden. Sie ist unter dem Titel »Identität

und Verständigung – Standort und Perspektiven des Religionsunterrichts in der Pluralität« erschienen und hat wohl auch deshalb unter uns so große Beachtung gefunden. In der Tat, dies wird an dieser Denkschrift sehr schön deutlich: Der angestrebte Perspektivenwechsel ist ein mühsamer Prozeß, auf den sich Erwachsene immer wieder neu einlassen müssen. Es geht bei ihm um eine neue Beziehung von Erwachsenen und Kindern und nicht um eine Entscheidung, die mit einem Federstrich am Schreibtisch ein für allemal zu erledigen wäre. Aber davon wird sicher noch ausführlicher in dem anschließenden Hauptreferat von Frau Prof. Berg die Rede sein, so daß ich es hier bei diesen wenigen Andeutungen und der folgenden Konkretion belassen kann:

Neben der Ausstellung, die Kinderspielzeug zeigt, und den Kinderbildern aus der Zweidrittelwelt finden Sie im Vorraum des Plenarsaals die Ergebnisse eines Projektes, das mit Sonderschülerinnen und -schülern in Baden durchgeführt worden ist und das im Blick auf den Perspektivenwechsel für alle Beteiligten überzeugende Ergebnisse zeigt.

7. Unsere Vorlage hat deutlich gemacht: Es kann unserer Kirche von dem ihr anvertrauten Evangelium her nicht gleichgültig sein, welche Lebensbedingungen Kinder in unserer Gesellschaft, sei es in Ost oder in West, vorfinden. Dabei ist sie natürlich zuerst immer selbst gefragt, ob Kindern in ihren Gemeinden und ihren Arbeitsfeldern jene Mittelpunktstellung eingeräumt wird, die Jesus ihnen gegeben hat, als er ein Kind in den Kreis seiner Jünger stellte. Was war das für ein Kind? Ein im Glauben unterwiesenes, ein frommes Kind – oder irgendein hergelaufenes, das erste beste sozusagen? Die Exegeten unter Ihnen mögen verzeihen, daß ich so frage. Aber zuweilen machen scheinbar törichte Fragen die Dinge klarer: Offensichtlich würde die Kirche ihren Auftrag verfehlen, hätte sie nicht immer das Wohl aller Kinder im Blick, unabhängig von der kirchlichen Bindung ihrer Eltern und unabhängig von ihrer eigenen Berührung mit der Kirche. »Welche Kirche braucht das Kind?«, so fragt deshalb der dritte Abschnitt unserer Vorlage.

Sie müssen die Frage in ihrer Doppeldeutigkeit hören. Sie meint zunächst: Welche Kirche ist um ihrer selbst willen auf Kinder an-

gewiesen? Das ist offensichtlich eine Kirche, die von und mit den Kindern lernen will, lernen von ihrem Kindsein als einer unvergleichlichen eigenen Form des Menschseins, von ihren selbständigen Entdeckungen und Frageweisen, mit denen sie sich ihren Weg zum christlichen Glauben suchen. Das gilt sowohl von ihren kritischen wie von ihren zustimmenden Fragen. Die oben erwähnte Denkschrift der EKD zum Religionsunterricht stellt zu Recht heraus, daß bei unseren Kindern Fragen und Zweifel in immer früheren Lebensaltern aufbrechen. »Schon Kinder im Grundschulalter...«, so heißt es da (S. 14), »vermuten, daß Gott vielleicht nur eine Sage ist, und sie sind irritiert, daß er einerseits Wunder tun kann, wie die Bibel überliefert, andererseits Jesus nicht vor dem Tod bewahrt hat.« Wie hilfreich und klärend könnte das für unser eigenes Glaubensverständnis sein, wenn wir darauf eine Antwort geben können, die klar, für Kinder verständlich und am Ende für sie und uns auch lebbar ist. Die Fragen der Kinder, wo wir sie hören und ernst nehmen, fordern bei Lichte besehen Theologie und Kirche in einer großen Themenbreite heraus. Und es ist ihnen zu eigen, daß sie nicht abgehoben vom Leben und in einem religiösen Sonderbereich gestellt werden. Deshalb gilt: Wo eine Kirche sich der Begegnung mit den Kindern entzieht, verliert sie mehr als nur diese Kinder. Sie verarmt in ihrem Glauben und Leben.

Welche Kirche braucht das Kind? Das ist die Frage der Kinder nach einer Kirche, die sich Zeit für sie nimmt, die auf sie hört, die sich ihren Fragen stellt, die sich durch sie prüfen läßt, die für sie eintritt, die ihnen ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und ihre Häuser zum Aufwachsen in schwieriger Zeit anbietet; Häuser mit Räumen zum Spielen, zum Lachen und zum Weinen, zum Lernen und zum Erforschen der Welt, zum Feiern und zum Hoffen – Räume, in denen die »100 Sprachen der Kinder« gesprochen, gehört und verstanden werden.

Solche Räume gilt es – und damit greife ich jetzt nur eine von vielen in der Vorlage genannten Konsequenzen auf – in Zukunft verstärkt zu erschließen, auch indem neben Kindergottesdienst und Christenlehre, neben Kindertagesstätten und Schulen in kirchlicher Trägerschaft neue experimentelle Formen des Zusammenseins mit Kindern erprobt werden – auch für die Kinder auf der Straße. Im Zentrum steht nicht länger das »gemeindegerechte Kind« son-

dern die »kindgerechte Gemeinde«. Das am Anfang schon genannte »Lesebuch 94«, in dem verschiedene kirchliche Institutionen, Einrichtungen und Verbände aus ihrer Arbeit mit Kindern berichten, und das schon mehrfach genannte und Ihnen auch zugegangene Heft »Kinder in Ostdeutschland – Kirche ist gefragt«, herausgegeben von der Studien- und Begegnungsstätte Berlin, geben Beispiele dafür.

Daß sich solche und andere Überlegungen mit den Zwängen zum Sparen, Streichen und Kürzen reiben, wie sie im Augenblick überall in unseren Kirchen und Gemeinden erfahren werden, liegt auf der Hand. Um so wichtiger ist es, daß auf allen Ebenen unserer Kirchen und Gemeinden darüber nachgedacht wird, wie die Arbeit mit Kindern weiterentwickelt und gefördert werden kann und wie sie besser in eine Gesamtkonzeption von Arbeit mit Kindern, bei der Kirche, Werke und Verbände nicht mehr nebeneinander-, sondern zusammenarbeiten, einbezogen werden kann. Aber damit dies gelingen kann, müssen die Kinder und die vielen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen, die mit ihnen tagaus, tagein in den vielen kirchlichen Einrichtungen zusammenleben und -arbeiten, viel stärker in das Bewußtsein aller Verantwortlichen in unserer Kirche gelangen. Geschähe dies, dann könnte nicht passieren, was aus einem Kirchenkreis berichtet wird: Dort haben die Verantwortlichen angesichts der Finanzprobleme beschlossen, als erstes die Mittel für die Kinder- und Jugendarbeit zu streichen.

Wo wir uns auf die Kinder bis zum 12. Lebensjahr konzentrieren und uns auf den Weg machen, den Perspektivenwechsel einzuüben, wo wir – um es noch einmal mit den Worten aus Mk. 9 zu sagen – das Kind in die Mitte stellen, darf so nicht verfahren werden. Vielleicht helfen unsere Überlegungen mit dazu, solche Beschlüsse zu revidieren.

Lassen Sie mich zum Schluß meiner Einbringungsrede noch einen Bezug zu dem Kontext herstellen, in dem wir hier tagen.

Zunächst in historischer Perspektive: Mich als einen alten Hallenser bewegt es sehr, daß wir dieses Schwerpunktthema »Aufwachsen in schwieriger Zeit – Kinder in Gemeinde und Gesellschaft« nicht weit von dem Ort verhandeln, an dem August Hermann Francke vor genau dreihundert Jahren als Reaktion auf das bedrückende Leben der damaligen Straßenkinder ein Werk

begonnen hat, das zu Recht immer als politisch-soziales Handeln aus pietistischer Frömmigkeit beschrieben worden ist. Für Francke war dieser Umgang mit den Kindern ein Schlüssel, »das man zu einer rechtschaffenen gründlichen Verbesserung des verfallenen Wesens in allen Ständen den Weg bahne«. Ich wünsche, wir könnten von ihm lernen, dies auch so zu sehen und zu sagen – um unserer Kinder, um unserer Kirche und um unserer Gesellschaft willen.

In gegenwärtiger Perspektive: Unsere Verhandlungen finden vor dem Bild dieser beiden halleschen Kinder statt, die ein Photograph vor wenigen Wochen hier in den Straßen der Stadt beim spielenden Beobachten überraschte. Sie werden uns durch diese Beratungen und durch diese Tage begleiten. Ich möchte mich bei ihnen bedanken, bei ihnen und bei den vielen anderen halleschen Kindern, die für uns gemalt, gesungen und gebetet haben und die sich zusammen mit Frauen und Männern dieser Stadt auf diese Synodaltagung vorbereitet haben. Dank gebührt ebenso den Mitgliedern des Vorbereitungsausschusses und den Kolleginnen und Kollegen vom Kirchenamt, mit denen wir zusammen den Perspektivenwechsel eingeübt haben und in deren Namen ich diese Vorlage Ihnen ein Stück weit erläutern durfte.

Aufwachsen in schwieriger Zeit

Man wird von mir erwarten, daß ich – in der Logik des Synoden-Schwerpunktthemas – die Bedingungen aufzeige, die das Aufwachsen von Kindern heute so schwierig machen, daß ich gute Einfälle liefere, mit welchen »Maßnahmen« die genannten Schwierigkeiten behoben werden könnten, und daß ich zuletzt auch noch den Finger erhebe, um auf die Chancen zu verweisen, die die Kirche ihrerseits in allen notwendigen Remeduren hat und nutzen sollte. Diesen gewiß berechtigten Erwartungshaltungen muß ich mich zwar nicht ganz, aber doch ein Stück weit verweigern, und das nicht, weil ich, um beim letzten anzufangen, keine Religionspädagogin bin oder den bereits vorhandenen durchaus phantasievollen Katalog kluger Ratschläge und hilfreicher Handlungsprogramme für untauglich hielte. Ganz im Gegenteil. Es enthalten zum Beispiel die »Kundgebung« und die Materialien zum Schwerpunktthema dieser Synode (vgl. Vorlage des Vorbereitungsausschusses; Dokumentation »Begegnungen 10« speziell zur Lage der Kinder in Ostdeutschland) viel Dringliches und auch politisch Umsetzbares, das zu wiederholen, zu bekräftigen oder zu ergänzen hier nicht meine Aufgabe sein soll. Nein, der Grund meiner Verweigerung liegt darin, daß ich in all' meinen Ausführungen zur Gegenwarts-kindheit, die manchem nur noch eine Chiffre für Zivilisationskritik und Zukunftsangst ist, zugleich die die einen vielleicht nachdenklich stimmende, die anderen möglicherweise provozierende These vertreten möchte, daß viele Kinder inzwischen einer »fürsorglichen Belagerung« ausgesetzt sind, die nicht weniger besorgniserregend ist als die große Zahl von Unterlassungen, Zumutungen und Auslieferungen. Wie unsere Kinder sich gegen diese fürsorgliche Belagerung selbst zu behaupten und zu wehren suchen, das ist der Weg ins Helle aus den eher tristen Befunden, der Weg, auf dem die Kinder selbst ihre zukünftige Welt mit unver-

wüstlichem Optimismus immer schon zu gestalten begonnen haben. Um dieser Lichtung willen und um Kinder nicht länger als Objekte unseres Handelns, sondern als Subjekte ihres Handelns ernst zu nehmen, ist es die Perspektive der Kinder, soweit sie uns überhaupt noch nachvollziehbar ist, aus der ich das Thema angehen möchte und die mir die Spur meines methodischen Vorgehens weisen soll.

Ich umgehe dabei – nicht ohne Bedenken – die alarmierenden Themen, die eindringlich und angstmachend in unseren Medien, in den Veröffentlichungen des Kinderschutzbundes oder in einschlägigen Fachliteraturen behandelt werden und die wahrlich nicht klein zu reden sind, zumal sie unsere Kinder elementar betreffen: die Folgen von Arbeitslosigkeit, von Wohnungsnot (eine halbe Million Kinder der BRD leben in Obdachlosensiedlungen), von Verarmung (jedes siebte Kind der BRD lebt unter der Armutsgrenze), den sexuellen Mißbrauch, die Zunahme von (rechtsradikalen) Gewalttaten unter jungen Menschen, die Brutalisierung des Alltags durch (Fremden-)Haß, Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit. Nach den Verhandlungen der UN-Weltbevölkerungskonferenz, den Verlautbarungen des Weltkindertages und der Woche der Welthungerhilfe, alle vom September dieses Jahres, und in Erwartung der Berichte des Weltfrauentages in Peking im Herbst nächsten Jahres kann das je geschilderte alarmierende Ausmaß an Hungern, Leiden, Sterben, von Ausbeutung, Mißbrauch und Prostitution der Kinder weder kalt lassen noch überhaupt die Beschäftigung mit Kindern für ein eher peripheres oder gar harmloses Thema gehalten werden. Es ist eine Verweigerung von Grundrechten, wenn Kindern schulische Grundbildung, Basisgesundheitsdienste, ja Brot und Wasser fehlen. Auch zu dieser Dimension des Themas sind wir – denke ich – hier angetreten, und sie liegt mir anhaltend auf dem Gewissen, wenn ich jetzt weit kleinräumiger über »Aufwachsen in schwieriger Zeit« in unserer Gesellschaft reden soll. In weltweiten Dimensionen wird der Mut, »nur« in nationaler Begrenzung die Probleme »unserer« Kinder zum Thema zu machen, erst recht klein. Bevor man aber in der Weltnot untergeht oder irrealer futurologische Fähigkeiten aktiviert, will ich mich den auch nicht unproblematischen Binnen- und Mikrostrukturen unseres all-

täglichen Zusammenlebens mit Kindern zuwenden. Die Begrenzung und Konzentration auf die Probleme, die man mit Aussicht auf Erfolg unmittelbar angehen könnte, vermeiden Unbelangbarkeit und hoffen, Gedankenhilfe zu geben. In dieser Bescheidenheit sollen meine Themenschwerpunkte sein:

- Der Wandel der Lebensräume
- Neue Zeit- und Raumwahrnehmungen
- »Verhäuslichung« und »Verinselung« des Kinderlebens
- Die Equipierung der Kindheit
- Die Pluralisierung der privaten Lebensformen und der Wandel in den familialen (Sub-)Systemen
- Domestizierte Kindheit
- Fürsorgliche Belagerung
- Unbegriffene Kindheit

Kindheit soll dabei durchgängig als Lebensabschnitt und gesellschaftliche Institution verstanden werden. Es wird dennoch nicht nach Altersphasen oder institutioneller Verortung gegliedert, insofern auch nicht konventionell abgehandelt, was Kinder jeweils brauchen, aber nicht bekommen, lernen sollen, aber nicht wollen, erleben wollen, aber nicht dürfen, weil diese Nach- und Nebeneinander-Aufsplitterung an der Ganzheitlichkeit ihrer Weltwahrnehmung ebenso vorbeiginge wie an den Zusammenhängen und Vernetzungen der von ihnen in der Vielfalt, Komplexität, Dynamik und Divergenz ihres gelebten Lebens auszuhaltenden oder zu bewältigenden Probleme. Diese Probleme entspringen vor allem gesellschaftlichen Widersprüchen, zeigen Formen struktureller Gewalt und die Unfähigkeit von Erwachsenen, Kinder aus Einhegungen und Domestizierungen wieder freizugeben, sie sie selbst sein zu lassen in ihren Rhythmen, Mobilitäten und Bedürfnissen.

Nach jedem abgehandelten Punkt riskiere ich – aus der Perspektive des Kindes – Selbstverständliches, aber offenbar Vergessenes und aus dem Blick Geratenes einzuklagen, und zwar in Gestalt einfacher Handlungsmaximen, die den Vorteil haben, realisierbar zu sein, ohne etwas zu kosten, es sei denn den guten Willen und einen Wandel des Bewußtseins. Schlicht, aber unnachgiebig fordern sie gegen das Machen, gegen Machbarkeit, Effizienzsteigerung und Perfektionierung überhaupt, gegen das Einschüren von Selbstverantwortung durch weitere Maßnahmen das

Rückgewinnen von Unmittelbarkeit im Selbst-Erfahren, Selbst-Entscheiden von Kindern, sie plädieren in summa für den Erhalt alles dessen, was Kinder ungebrochen von sich aus mitbringen: Neugier, Lernwillen, Kooperationsbereitschaft, Lebensfreude, und dies nicht nur zu ihrem eigenen Nutzen.

1. Der Wandel der Lebensräume

Die Individualisierungsprozesse der industriegesellschaftlichen Moderne westlicher Bauart, eindringlich von Ulrich Beck in seiner »Risikogesellschaft« problematisiert, sowie der Zusammenbruch der östlichen Einheitsgesellschaft mit ihren diktierten Kollektivierungszwängen, wo – gegenbildlich – Individualisierung als Subjektivismus verdächtigt wurde (vgl. Schorlemmer 1994, S. 55 f.), haben hier wie dort vorgegebene Lebensmuster, auch die in Kleinfamilie, Geschlechterrollen und sozial-moralischen Milieus, aufgelöst und unser aller Biographien in »riskante Freiheiten« versetzt (Beck 1994; Beck/Beck-Gernsheim 1994). In diesen grundstürzenden Veränderungen sind unsere Kinder, weil selbst noch abhängig, unsicher, hilfsbedürftig, am meisten gefährdet. Die Zeit hereditär verordneter oder geordneter sogenannter Normalbiographien ist endgültig vorbei, sie sind durch »Risikobiographien«, »Wahl-«, »Bastel-«, »Bruch-« oder »Drahtseilbiographien« ersetzt (Beck 1994, S. 29). Becks Vergleich mit einem »Geisterbahnhof« pointiert vor allem die aktuelle Situation in Ostdeutschland, einem Bahnhof, in dem Menschen umherirren und den richtigen Zug suchen, die Züge aber, wenn sie überhaupt noch verkehren, dies nicht mehr nach Fahrplan tun. Um Fahrkarten zu erwerben, muß man Schlange stehen, ohne zu wissen, wohin einen deren Erwerb eigentlich führen wird (vgl. ebd.). Wie sollen da Kinder das richtige Gleis, den richtigen Zug, das richtige Ziel erwischen? Ihre Not beginnt in der Tat bereits mit einem konkreten Verkehrsproblem, dem in verdichteten, unwegsamen Lebensräumen.

Ohne jetzt sofort in kulturpessimistischer Attitüde unsere Kinder zu Opfern eines apokalyptischen Szenarios unaufhaltbarer Selbstzerstörung zu stilisieren, ohne gegen das beschädigte Leben in kalten Beton- und Asphalt-Städten Nischen noch heiler Welt in Landgemeinden und Wohndörfern auszuspielen oder mit stadtpla-

nerischen Konsequenzen Modelle einer kinderfreundlichen »beispielbaren« Wohnwelt zu entwickeln, zu der Programme der Stadt-Sanierung, der Verkehrsberuhigung, der Revitalisierung, der sogenannten Funktionsdurchmischung der Innenstädte einerseits, artefizialisierte Naherholungsgebiete, »möblierte« Stadtwälder, Reservate des Freizeitens andererseits die zugehörigen Kompensationen liefern, muß festgehalten werden, daß in der Tat Verkehrsdichte und sozial entstrukturierte Wohnviertel zur Verödung von Stadtteilen, zu reglementierter Nutzung monofunktionaler Räume und eben auch zur Verdrängung der Kinder von Straßen, Plätzen, Bürgersteigen geführt haben. Wo »draußen« nehmen wir Kinder überhaupt noch wahr? Wir haben sie einfach nicht mehr im Blick, an Verwaltungsschreibtischen offenbar schon gleich gar nicht. Wo haben Kinder selbst noch etwas zu sehen, zu entdecken? Wo treffen sie – draußen – noch auf andere Kinder, auf Menschen bei der Arbeit, in deren Alltagsverrichtungen? Die Erlebnisqualität ihres Wohnumfeldes ist erheblich reduziert. Geburtenrückgang – in den neuen Bundesländern zeichnet sich mit dem Einbruch der Geburtenzahlen schon eine demographische Katastrophe ab – und die Unmenschlichkeit, nicht mehr nur Mitscherlichs »Unwirtlichkeit«, unserer Städte haben die Kinder aus ihnen und damit auch aus unserer unmittelbaren Wahrnehmung verdrängt. Wohl haben wir »Parkplätze für Kinder« geschaffen (Sport-, Spiel-, Bolzplätze, sogar »Spielstraßen« und sog. »Abstandsgrün« zwischen den Häuserblocks in Neubauvierteln), aber Parkplätze für Autos haben wir weit häufiger. Sie sind uns wichtiger, sie sind kommunale Priorität. Angepaßt an notwendige Verkehrsformen im engeren und weiteren Sinne sind unsere Kinder durchaus sozial trainiert, aber eher im Sinne flüchtiger statt stabiler oder intensiver Beziehungen im Umgang mit Menschen und Dingen. In der Topographie »sozialer« Straßenerziehung finden sich zum Beispiel viele Regeln der Distanz, der Unterlassung beziehungsweise Ablehnung von Hilfeleistungen, des Tausch-Tabus von Freundlichkeiten, der Verweigerung von Geschenken, der sozialen Abhärtung, sogar der sozialen Entwöhnung und Abschreckung (vgl. Behnken/Zinnecker 1989, S. 39 ff.). Alle diese Regeln konterkarieren den Wunsch von Kindern, soziale Beziehungen aufzubauen, verhindern die Einübung prosozialer Verhaltensweisen und leisten der sozialen Panzerung

Vorschub. Versäumt wird in dieser Erziehung, Fremdheitsgrade differenziert zu sehen und differenziert zu handhaben, auf sie sensibel zu reagieren, was im Umgang mit Minderheiten, mit Behinderten oder in der Multikulturalität vieler Städte bzw. Stadtviertel verhängnisvolle Dimensionen und Konsequenzen hat. Kinder sind von sich aus nicht ausländerfeindlich. Die Beschneidung ihrer sozialen Neugier und spontanen Teilnahme durch vielfältige Warnungen mit vorurteilsgesättigten Schreckbildern erzeugt erst solche »Formen pädagogisch induzierter Dummheit« (ebd., S. 64) wie Minderheitenscheu und Fremdenhaß.

Aus der Perspektive der Kinder:

Wir mögen Eure für uns ausgesparten Raumreservate nicht. Eure Klettergerüste und imitierten Indianerforts am immer gleichen Ort, stabil und unveränderbar für unsere doch mehrjährige Kindheit, langweilen uns. Wir werden größer, sind mobiler, flexibler, neugieriger als Ihr denkt. Wir wollen da sein, wo andere Kinder, andere Menschen sind, sie beobachten, mit ihnen reden, uns beteiligen an dem, was sie tun. Wir wollen im Gelände, in den Straßen und Büschen umherstreunen, etwas entdecken können.

2. Neue Zeit- und Raumwahrnehmungen

Die Beschleunigung der Lebensrhythmen, die Geschwindigkeiten auf Straßen, Schienen, in der Luft, die wachsende Verkehrs- und Kommunikationsdichte, die Verkürzung der Arbeitszeiten bei gleichzeitiger Zeitnot und Hektik, sogar im Freizeitbereich, haben auch im Kinderleben die Zeitbudgets neu geregelt und gefüllt. Selbst Kinder leben mit der Uhr, haben Terminkalender, koordinieren ihre »dates«, stehen in ihren Ferien unter Reisezwang und an den Wochenenden unter dem Druck, Besonderes und Erzählbares erleben zu müssen. Auch ihr Verhältnis von Eigenzeiten zu sozialen Zeiten, von Zeiten der Ruhe zu Zeiten der Aktivität ist problematisch geworden. Kinder sind eingespannt in Beschäftigungsphasen, Stundenpläne, Pausen, Intervalle zwischen »veranstalteten« Tätigkeiten. Der Zeittakt von Institutionen und Terminetzen regelt ihr Leben, nicht etwa ihr eigener Bio-Rhythmus. Fixe Zeiten schaffen allerdings nicht mehr ritualisierte gemeinsa-

me Mahlzeiten am Familientisch – sie sind vielfach flexibler individueller Selbstbedienung aus Kühlschrank und Mikrowelle gewichen, weil Schulkinder und berufstätige Eltern zu sehr unterschiedlichen Zeiten heimkommen – , fixe Zeiten schafft für viele Kinder vor allem das Fernsehen. Sein Programmschema legt für sie im Tageslauf und in der Wochenendgestaltung ein sich wiederholendes Zeitraster fest. Zeitregulierungen, -vorgaben, -einteilungen, -zuteilungen sorgen überhaupt und immer mehr für regelhafte Handlungsabläufe, die Kinder, oft gegen die eigenen Bedürfnisse, zu adaptieren, denen sie sich zu fügen und zu unterwerfen haben. Selbst Spielen ist zu einem Termingeschäft geworden, das ein Verabredungssystem voraussetzt, weil Kinder ohne dieses kaum noch zueinander finden (vgl. Deutsches Jugendinstitut 1992). Mit der Disposition ihrer Zeit wird ihr Leben disponiert! Das entgeht ihnen – noch, und wir haben es vergessen.

Die schnelle Überwindung großer Entfernungen in Autos, Bussen, Zügen hat Kindern darüber hinaus die Einschätzungen von Nähe und Ferne genommen, bietet ihnen vor allem Panoramen, flüchtige Bilder. Der Raum verliert darüber seine Dimensionen, er wird Tableau. So geschieht im panoramatischen Sehen und Raumerleben letztlich Wirklichkeitsauflösung. Große Distanzen verlieren ihren Realitätsgehalt, wenn man mit anderen Erdteilen wie mit Bekannten um die Ecke telefonieren kann. Mobilität wird Hypermobilität, Flucht; Ruhe und Stille sind schließlich nicht mehr aushaltbar.

Aus der Perspektive der Kinder:

Bringt uns nicht um mit mörderischem Verkehr. Macht uns nicht krank mit Eurer Umweltzerstörung. Wir wollen gesund atmen, essen und trinken. Hetzt uns nicht immer, weil Ihr gehetzt und nervös seid. Wir brauchen Zeit, Ruhe, Muße. Gönnst Euch dieses alles auch, vor allem für uns. Laßt uns Zeit verlieren, nicht gewinnen und nicht immer nur nutzen. Dann können wir auch wieder stillsitzen und zuhören. Und Ihr uns.

3. »Verhäuslichung« und »Verinselung« des Kinderlebens

Als generelle zivilisatorische Entwicklungstendenz sich modernisierender industrialisierter und urbanisierter Gesellschaften, allerdings mit unterschiedlichen Tempi in den verschiedenen Sozial-schichten, wird im Leitkonzept »Verhäuslichung« beschrieben, wie die Verdichtung der Lebensräume die Separierungen des Öffentlichen und Privaten verstärkt hat und besonders die Handlungs-räume von Kindern zunehmend eingegrenzt, in geschützte Räume verlagert, gegenüber der natürlichen Umwelt versiegelt und von den Handlungsarten anderer Altersgruppen abgegrenzt werden (vgl. Zinnecker 1990). Zeit- und Raumerfahrungen wurden in der Tendenz eine Addition von Monofunktionalitäten. Offene, gestaltungsfähige Bereiche wurden mehr und mehr durch gebaute, verbaute, in ihrer Funktion festgelegte Räume verdrängt. Die »Verhäuslichung« betrifft beinahe alle Lebensvollzüge, macht sie leichter kontrollierbar und steuerbar, fördert einerseits die Individualisierung im Innen-, andererseits die Entsozialisierung im Außenbereich. Kinder »bewegen sich« heute überwiegend, vor allem in der Stadt, in Binnenräumen, überwinden möglichst rasch mit Fahrrad, »Mütter-Taxi« oder anderen Verkehrsmitteln die Distanzen zwischen ihren Raum-»Inseln« (Wohnung, Schule, Musikschule/-stunden, Spiel- und Sportstätten, Jugendhäuser, Freundschaftstreffs u.a.m.). Die »Parzellierung« und »Kolonisierung« ihres Lebensraums zwingt sie, selbst initiativ zu werden, um die Vernetzung ihrer verinselten und transportabhängigen Aktivitäten immer wieder herzustellen (vgl. Zeiher 1983, 1989; Zeiher/Zeiher 1991, 1994). Darin sind – mal wieder – die Jungen freigestellter und rühriger als die Mädchen. Doch – das muß gegenbildlich auch festgehalten werden – längst nicht alle Kinder leben, nutzen oder beklagen den »verinselten Lebensraum« mit Terminkalender und hoher Alltagsmobilität. Viele leben in und mit den bescheidenen Angeboten ihrer Elternhaushalte, in passiv-rezeptivem Konsum vor dem Fernseher, auf dem Asphalt ihrer nächsten Wohnumgebung, zumindest in der Tendenz anregungsarm, immobil, isoliert, konfliktreich und resigniert.

Im Detail zeigt die gegenwärtige Lebensrealität von Kindern trotz vieler struktureller Angleichungsprozesse (vgl. Berg 1991,

S. 19 ff.) zweifelsohne noch viele Varianten und Differenzierungen nach Alter, Geschlecht, Sozialmilieu, Region und ethnischer Kulturalität. Kein Modell, weder das des verinselten noch das eines einheitlichen Lebensraums, kann die Aufwuchsbedingungen unserer Kinder in der Stadt oder auf dem Land zureichend erfassen. Eher ist von Mischformen raum-zeitlicher Nutzungen und einer Vielfalt im Aktivitätenspektrum auszugehen. Das belegen auch die Ergebnisse einer Kontextanalyse zur mittleren Kindheit im Vergleich der »Infrastruktur für Kinder« im Wohndorf, in der Landgemeinde oder im Stadtteil (Deutsches Jugendinstitut 1992).

Aus der Perspektive der Kinder:

Am liebsten sind wir draußen. Aber viel Platz ist da nicht für uns und oft auch nicht mehr viel los. Völkerball- oder Verstecken-spielen können wir fast gar nicht mehr. Wir würden gerne Eure »Rest-« oder »Freiflächen« besetzen oder Gelände zurückerobern, aus dem Ihr uns verdrängt habt. Drinnen ist es nämlich oft eng und einsam, oder wir stören nur. Um andere Kinder zu treffen, muß man sich erst verabreden, und das ist umständlich. Und wo sollen wir dann hingehen? Wo können wir noch machen, was wir (gerade) wollen? Immer haben wir auch keine Lust, in einen Verein oder einen Kindertreff zu gehen.

4. Die Equipierung der Kindheit

Die räumliche und dingliche Ausgestaltung der Wohn(um)welt ist für die soziale und kognitive Entwicklung von Kindern ganz entscheidend. Bewegungslust, Forschungsdrang, Eigentätigkeit, Experimentierfreude sind gebunden an Raumerfahrungen. Außen- wie Innenräume fördern oder disziplinieren, regen an oder schränken ein. Man muß in ihnen etwas verändern, ergänzen oder wegnehmen können. Das Neugierverhalten muß sich ausleben und vom Raum Besitz ergreifen dürfen. Enger, unzureichender Wohnraum, der Eltern in eine permanente gereizte Defensive gegenüber Lärm und Lebhaftigkeit ihrer Kinder versetzt, diese zur Übernahme der Ordnungs-, Repräsentations- und Disziplinierungswünsche ihrer Eltern zwingt, schafft letztlich ein Klima gegenseitiger Notwehr mit nur notdürftig unterdrückten und kontrollierten Aggressionen. Ist

dann auch noch ein Ausweichen nach draußen in das Wohnumfeld nicht möglich, kann der Spannungszustand unerträglich werden und irgendwann sich entladen – im privaten oder öffentlichen Bereich.

Das ohnehin dürftige Angebot von Beschäftigungen »außer Haus«, organisiert und programmiert für Kinder, was in der Regel heißt: ohne deren Beteiligung, allein nach den Vorstellungen, die Erwachsene sich von Kindern und ihren Bedürfnissen machen, findet nicht immer den Beifall der in dieser Weise Versorgten. Die wohlwollende, nichtsdestotrotz gähnende Langeweile und kreative Armut solcher Reservate sind oft genug kritisiert worden. Ihre Ambivalenz resultiert aus eingeschränkter Bewegungsfreiheit bei gleichzeitiger Sicherung vor unerlaubten, gefährdenden Grenzüberschreitungen. Die gute Absicht kann zudem nicht darüber hinwegsehen lassen, daß dies alles künstlich inszenierte Versammlungsorte sind. Die Kompensation von Ausgrenzungen führt zu Einhegungen, in denen Sicherheit vor Freiheit geht. Kinder zeigen deutlich, was sie davon halten: Liegen ein »ordentlicher« Spielplatz und ein »wildes Gelände« nahe beieinander, wird man die Kinder nicht in den für sie vorgesehenen DIN-Normen finden, sondern dort, wo sie zwischen Bäumen und Büschen, auf Hügeln und Böschungen, in Erdkuhlen mit Sand, Steinen, Holz, Wasser und Feuer spielen und eigenständig handeln können.

In der saturierten Konsumgesellschaft füllen sich die Räume – vielleicht schon ersatzweise – mit Warenprodukten, darunter vielen langlebigen hochwertigen Gebrauchsgütern. In jedem Kinderzimmer wird zudem sinnenfällig, was die sogenannte »Kinderkultur« zu bieten hat. Sie ist längst nicht mehr als Kultur der Kinder zu verstehen, sondern als Inventarisierung alles dessen, was man für Kinder produziert und kauft. Kinderkultur ist nur mehr ein Mythos, hinter dem sich frühe Einübung in konsumistische Verhaltensweisen verbirgt. Kinderkultur ist bestenfalls Kultur von Waren für Kinder. Kritische Kinderkulturforschung kreist denn auch im wesentlichen um Phänomene wie Kommerzialisierung und Mediatisierung kindlicher Erfahrung (Lenzen 1978; Bauer/Hengst 1980; Köhler 1981). Schließlich steht ein Überangebot von Spielwaren zur Verfügung, ergänzt noch durch massenmediale audiovisuelle Produkte – der Osten hält hier inzwischen gut mit –, eine Fülle von Kinderliteraturen, Marketing-Liebblingsfiguren auf vie-

len Gegenständen kindlichen Alltagsgebrauchs, dies alles in einem Ambiente nach den Diktaten der »Kinderausstattungs«-Industrie. Kinder verhalten sich ihrerseits im Umgang mit ihren Spielwaren konsequent »marktgerecht«. Sie kennen die neuesten Markttrends, stellen Preisvergleiche an, verfügen über präzise Auswahlkriterien und finden in den Großstädten schon ihre eigenen Märkte für den Weiterverkauf oder den Tausch all' jener Dinge, die sie nicht mehr brauchen oder von denen sie meinen, sich wieder trennen zu können. Die Stadtorientierung von Kindern beginnt jedenfalls nicht mehr mit Kirche oder Rathaus, sondern mit Kaufhäusern, Supermärkten, Tankstellen, Medienshops und McDonalds-Restaurants. Mit größter Gelehrigkeit verstehen Kinder außerdem, ihre Konsumwünsche mit den Medien abgewonnenen Argumenten zu stützen: Ein bestimmter Füller verbessere ihre Schreibleistung, bevorzugte Süßigkeiten dienen ihrer Gesundheit, weil sie kindliche Ernährungsbedürfnisse erfüllen, und anderes mehr. Das Kind als Kunde hat längst begriffen, worauf es in der saturierten Gesellschaft ankommt: Der Konsum bestimmter Waren und Dienstleistungen markiert, worin ein vermeintlich »gutes Leben« besteht. Etwas »gelten« oder »sein« definiert sich durch »haben«, und eben diese Beobachtung stürzt all' jene Kinder in Probleme, die in der Wohlstandsübersorgung nicht mithalten können, isoliert sie oder zwingt sie geradezu in eine »Beschaffungsmentalität«. Der konsumierende Umgang mit Vorfabriziertem hat zudem kreative Eigentätigkeiten weitgehend verdrängt. Die Kinder wünschen es sich allerdings anders.

Aus der Perspektive der Kinder:

In unserer Umgebung kenne ich die Leute nicht. Habe ich mal keine Termine oder nichts vor, gehe ich auf den Spielplatz, aber nur kurz. Oft ist er ganz leer oder schmutzig. Dann weiß ich gar nicht, was ich tun soll. Meist bleibe ich sowieso drinnen und spiele allein oder höre Kassetten. Ich habe viel Spielzeug, aber lieber hätte ich Mitspieler, auch mal meine Eltern. Am schönsten ist es, wenn sie etwas mit mir unternehmen oder wir etwas zusammen tun, etwas bauen oder basteln.

5. Die Pluralisierung der privaten Lebensformen und der Wandel in den familialen (Sub-)Systemen

In der gängig gewordenen Rede von der Pluralisierung der privaten Lebensformen und dem Wandel in den familialen (Sub-)Systemen ist nun allerdings keineswegs von flächendeckenden unterschiedslosen Entwicklungen auszugehen (vgl. Bertram/Bayer/Bauereiß 1993). So wie es nicht *die* destabilisierte oder individualisierte Gesellschaft, auch nicht *die* Kindheit gibt, gibt es wohl noch eine dominante, aber nicht mehr *die* eine Familienform. Gerade im privaten und innerfamilialen Leben wurden Normen zu Optionen. Die damit verbundenen Unsicherheiten und Nöte von Erwachsenen und Kindern sind eine besondere Herausforderung für alle bewahrenden Kräfte in Kirche und Gesellschaft.

So gibt es im sozialen Beziehungsgeflecht von Kindern in wachsendem Maße Fremdheiten, Instabilitäten und Belastungen, Trennungen und Vereinsamungen, aber ebenso sehr Abhängigkeiten und Intimisierungen, die die soziale Balance und Kompetenz als Voraussetzung von Ich-Stärke der Kinder gefährden. Die sozialen Interaktionen sind insgesamt komplizierter geworden. Die Selbstverständlichkeit des gelebten Lebens zeigt viele Brüche. Die innerfamilialen Rollen- und Beziehungsmuster sind zwar noch stark von Konventionen geprägt, aber zugleich äußerst fragil geworden. Die Dramatik neuer Instabilitäten belegen Statistiken über Scheidungsziffern, »Scheidungswaisen«, Einzelkindschaften, Wiederverheiratungen; sie verweist auch auf Überforderungen, die Kinder in psycho-sozialen Konfliktlagen von Erwachsenen, mittel- oder unmittelbar beteiligt, erfahren und aushalten müssen.

»Dauerhaft ist nur die Trennung« (Schöps 1991), eine solche publizistisch wirkungsvolle Formulierung ist nicht nur eine dramatisierende Beschreibung zukünftiger Auflösungstendenzen in den privaten Beziehungen, sie pointiert einen seit langem anhaltenden Trend nicht nur statistisch wahrnehmbarer Individualisierung und Singularisierung (Peuckert 1991; Grözinger 1994). Neue Lebensmuster bringen mehr Freiheit, aber auch mehr Fremdheit. Widerruf, Auflösung, Neubestimmung statt langfristiger Einhausung in Bewährtem sorgen für Unstetigkeit, Wechsel, Orientierungsnot, (Selbst-)Zweifel, das schon sprichwörtliche Wertechaos.

Die Gründe für jene »neue Ethik«, die auf dem Prinzip der »Pflichten gegenüber sich selbst« beruhen soll (Beck 1986, S. 157), sind gewiß vielfältig. In einer Situation normativer Ambivalenzen trifft dennoch diejenigen, die aus gewohnten Lebensbahnen und Rollenmustern ausscheren, der Verdacht allzu großer Eigenliebe, Selbstbehauptung und Selbstverwirklichungsgelüste.

Mit den hohen Scheidungszahlen wächst die Quote der unvollständigen beziehungsweise sich neu »sortierenden« Familien. 1989 waren in der Hälfte der Scheidungsfälle minderjährige Kinder betroffen; der Anteil in der DDR belief sich sogar auf 70 % (vgl. Paul 1990, S. 840). Aus vielen Scheidungsfamilien werden Stieffamilien mit Zweitvätern oder Zweitmüttern, wird ein Zusammenleben mit nicht-ehelichen Zweitpartnern oder soenannten Lebensabschnittspartnern. Viele Kinder haben keine kinderreiche, sondern eine »elternreiche« Familie. Der Begriff der Patchworkfamilie bürgert sich ein. Neben den das Bild des »normalen« Familienlebens weiterhin erfüllenden Ehepaar-Familien mit Kind(ern) wächst die Zahl nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften mit Kindern und die der durch eigenen Entschluß oder Partnerkrisen entstandenen Ein-Eltern-Familien. In der Vielfalt solcher Familienkonstellationen wird unklar, von welcher familialen Rechtsposition oder personalen Assoziation ein Kind spricht, wenn es von seiner »Familie«, von Vater oder Mutter berichtet.

Wir können die Augen auch nicht vor dem Tatbestand schließen, daß Kinder in das gesellschaftliche Bild von Lebensqualität kaum mehr hineinpassen wollen. Es gibt einen Zusammenhang von Wohlstand und Kinderzahl: Nicht diejenigen haben (viele) Kinder, die es sich eigentlich »leisten« könnten. Mit steigender Kaufkraft sinken vielmehr die Kinderanteile und nimmt die Frauenerwerbsarbeit zu. Soziologen sprechen bereits von einer »Unterschichtung« des Familienlebens (vgl. Strohmeier 1994). Die sogenannte traditionelle Familie wird zur Zeit vor allem ökonomisch »abgehängt«, denn Kinder – so erfahren es vor allem junge Familien, und wiederum vor allem die Frauen – schränken Freiheit und Ehrgeiz ein, mindern den Wohlstand, hindern im Individualisierungsprozeß. Oft legen strukturelle Hindernisse, zum Beispiel die nur schwer zu realisierende Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit, den Verzicht auf Kinder nahe, die man sich eigentlich wünschte. Die Entsolidari-

sierung in unserer Gesellschaft – möglicherweise unbeabsichtigte Folge entgrenzter Versicherungsmentalität – läßt nicht mehr mit einer materiellen Alterssicherung durch Kinder rechnen, auch nicht mehr auf deren Schutz vor Alterseinsamkeit hoffen. Der »instrumentelle Wert« von Kindern ist damit gesunken. Auch mit solchem Realismus ist für immer mehr Paare hochpersonalisierte Partnerschaft mit freiwilliger Kinderlosigkeit eine Alternative zur traditionellen Kleinfamilie (vgl. Kaufmann 1990; Herlth u.a. 1994).

Doch das Gegenbild mit Freude und selbstverständlicher Verzichtsbereitschaft übernommener Erziehungsaufgaben existiert ebenfalls und gilt selbst noch oder gerade für die wachsende Zahl von Ein-Eltern-Familien (1990: 17 %). Dabei ist »Allein-Erziehen« nicht mehr, wie in den Kriegs- und Nachkriegsjahren, ein auferlegtes Schicksal, sondern mehr und mehr auch bewußt gewählte, nicht nur erlittene Lebensform. Meist kämpfen diese Alleinerziehenden, in der Mehrzahl Frauen, allerdings um ihre berufliche Position. Sie leiden unter Mehrfachbelastungen und Alleinverantwortlichkeit, stehen zudem immer unter dem psychischen Druck, in ihren Erziehungsleistungen am Vorbild sogenannter Vollfamilien gemessen zu werden (vgl. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW 1993; Niepel 1994). Geht es ihnen hingegen gut und strahlen sie Lebenszufriedenheit aus, müssen sie sich dafür geradezu rechtfertigen. Hier wie in den vielen Ein-Kind-Familien kann, trotz großer Sensibilität auf seiten der Mütter für eben diese Gefahr, die Tendenz zu dyadischen Sozialbeziehungen mit einem Elternteil, unter Umständen die Gefahr der Isolierung oder der emotionalen Geiselnahme entstehen. Wenn Geschwister fehlen, hat man weder unmittelbare Spiel- noch Streitpartner, niemanden, mit dem man sich auch einmal gegen die Eltern solidarisieren, an dem man sich reiben, sich selbst in Konflikten und Konkurrenzen erproben kann. Die große Zahl von Einzelkindschaften hat außerdem noch kaum bedachte Konsequenzen für die erweiterten Familienrollen und -beziehungen. Verwandtschaft reduziert sich. Tanten und Onkel, Vettern und Cousinen wird es immer weniger geben, vielleicht einmal gar nicht mehr. Denn heiraten Einzelkinder, deren Eltern auch Einzelkinder waren, haben sie nach dem Tode ihrer Eltern keinen einzigen Verwandten mehr.

Neben die normative Einheit der traditionellen Familienform sind also längst variierende neue Rollendefinitionen sowie intern und extern differenzierte (Teil-)Beziehungen zwischen Frau, Mann und Kind(ern) getreten. Doch noch haben Wandel und Vielfalt privater Lebensformen nichts daran geändert, daß die Familie, zumal für Kinder, als der Ort gilt, an dem die Balance zwischen individuellem und gemeinsamem Glück gesucht und – allen Zweifeln zum Trotz – auch immer noch (am meisten?) gefunden wird. Viele Klein-Familien leben aber ihrerseits in einer gewissen gesellschaftlichen Isolation, was »innerbetrieblich« eine Art Treibhausklima schaffen kann und Destabilisierungen gerade nicht entgegenwirkt. Kinder sind in den psycho-sozialen Konfliktlagen von Erwachsenen dann besonders wichtige, gegebenenfalls einseitig ausgenutzte emotionale Partner. Sie werden in die Konflikte hineingezogen und sind mit deren Bewältigung häufig überfordert. Übermäßige affektive Bindung und Abhängigkeit sind für Kinder eine Sackgasse ihrer Entwicklung, und zwar besonders dann, wenn sie in der Trennung und im Wechsel der Lebenspartner »zur letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung« werden. Auf das Kind »richtet sich all' das, was in die Partnerschaft hineingeseht, aber in ihr unauslebbar wird... Das Kind wird zur letzten Gegeneinsamkeit, die die Menschen gegen die ihnen entgleitenden Liebesmöglichkeiten errichten können« (Beck 1986, S. 193 f.). Ist dies eine neue, sanfte, dem Kind förderliche Instrumentalisierung? Zweifel sind angebracht.

An dieser Stelle passe ich mit einer Formulierung aus der Perspektive des Kindes. Die psycho-soziale Konfliktlage ist so groß und diffizil, auch so intim, daß ich alle Versuche, sie angemessen auf kurze Formeln zu bringen, wieder verworfen habe. Mein Bemühen, die Perspektive der Kinder immer wieder konkret einzuholen, ist – hoffe ich – verstanden worden, so daß ich im weiteren, auch aus Zeitgründen, darauf verzichten werde.

6. Domestizierte Kindheit

»Sozialpolitik für das Kind« schafft – orientiert am öffentlichen Nutzen – eine beachtliche Zahl an »Wohltaten« für Eltern und Kinder. Niemand wird die Vorteile von Betreuungs- und Bildungs-

stitutionen, Kinder- und Erziehungsgeld, Steuerfreibeträgen, Mutterschutz, Erziehungsjahr und -urlaub sowie Maßnahmen der Gesundheitsvorsorge bestreiten, jeder wird Mehrung und Besserung fordern. In der Pädagogisierung vieler Lebensbereiche soll kindorientierte Politik ihre Zielvorstellung finden, und zweifelsohne sind familienunterstützende Systeme gerade für junge Eltern mit nur einem oder geringem Einkommen dringend erforderlich. Zugleich mehren sich die Stimmen, die die Normierungen in den Prozessen wachsender Familiarisierung, Privatisierung und Individualisierung, in die auch die der zunehmenden öffentlichen Pädagogisierung involviert sind, mit Skepsis betrachten. »Verhäuslichung« der Kindheit wird dann als Sozialtechnologie beschrieben. Dabei wird leicht übersehen, daß »Verhäuslichung«, historisch gesehen, als zivilisatorischer Entwicklungstrend sich modernisierender Gesellschaften, einhergehend mit Familiarisierung einerseits und Scholarisierung andererseits, Kindheit erst konstituierte, ihr stabile Handlungsräume gab, sie darin gewiß auch – das ist nicht zu bestreiten – plan-, steuer- und berechenbarer machte. Umschrieb »Hauskindheit« lange das Lebensmuster bürgerlicher, »Straßenkindheit« das proletarischer Kinder, so ist in unseren Jahrzehnten verhäuslichte Kindheit vom »sozialdistinkten Merkmal« zur »Gesamtchiffre für modernisierte Kindheit« geworden (vgl. Zinnecker 1990, S. 153). Dabei ist schon die Größenordnung verhäuslichter Kindheit beachtlich. Neben Kindergärten und Schulen, also jenen pädagogischen öffentlich-rechtlichen Institutionen, mit denen eine hundertprozentige Versorgung der Kinder gewünscht beziehungsweise erreicht ist, hat auch die Freizeit-Infrastruktur zweifelsohne vieles zu bieten, von dem Kinder für Sozialität und Kreativität oder zur Überwindung von Vereinzelung profitieren können. Indem Kinder an Spiel- und Lernmaterialien herangeführt werden, internalisieren sie aber ebenso deren implizite Ordnungsprinzipien. Die Domestikation hat selbst in der Delegation von Erziehungsaufgaben an Vereine, Gruppen, Kurse subtile Strukturen angenommen. Manche von Overprotection gekennzeichnete Mittelschichtkindheit gleicht schon einer Intensivstation. Als »Opfern« von Domestizierungen wird diesen Kindern bis ins letzte Detail ihr »Platz« in der Gesellschaft bereitet, während anderen – wiederum gegenbildlich –, die materiell, sozial und emotional unterversorgt sind, ein Lebenslauf am Rande der

Gesellschaft vorgezeichnet wird. Gerade für diese Kinder wird dann sogar zynisch, paradoxerweise auch verständlich, ein Mangel an Domestikation beklagt.

Die Signatur der Gegenwart – so liest und hört man es – sei eine Erosion der Werte und Normen. Kinder würden vom Wertewandel, der, zumal in den sozialen Beziehungen, bisweilen Formen der Werteverwirrung angenommen habe, nicht nur getroffen, jener Wertewandel sei sogar Ursache für die wachsende Aggressivität und Gewaltbereitschaft der Kinder. Kinder seien dabei zugleich Opfer und Täter. Offen wird in einschlägigen Berichten – in Berufung auf Wissenschaftler – gesagt, daß rund 15 % eines Altersjahrgangs »aggressiv und gewalttätig«, 20 % der Schüler als »sozial verwahrlost« einzustufen seien (vgl. »Stern«, Heft Nr. 8, v. 18.2.1993, S. 34; »Spiegel«, Heft Nr. 9, v. 1.3.1993, S. 239). Einerseits wird die »fortschreitende Verwüstung sozialer Beziehungen«, andererseits der »Kältetod der Zwischenmenschlichkeit« als Folge einer »in der Kulturgeschichte beispiellosen Enttabuisierung« dafür verantwortlich gemacht (»Spiegel«, ebd., S. 234). Die Maßstäbe für Recht und Unrecht, Gut und Böse, die Unterscheidungskriterien für Wirklichkeit und Fiktion, Wahrheit und Manipulation seien verlorengegangen. Es beunruhige zusätzlich, daß mit der wachsenden Gewaltbereitschaft überhaupt kein Unrechtsbewußtsein mehr einhergehe. Auf der Suche nach Erklärungen wird dann immer wieder angeführt, daß jedes Kind, das Gewalt ausübe, selbst bereits »unglaubliche Gewaltmengen« wahr- und in sich aufgenommen habe.

Der Aufkündigung verbindlicher Tugendkataloge widerspricht nicht, gleichzeitig von einer Handlungsfixierung bei Kindern auszugehen und dabei nicht nur die strukturelle Gewalt verdinglichter und räumlicher Lebensformen, sondern auch die Bedeutung der Medien im Leben der Kinder im Blick zu haben. Selbst wenn die Medienwirkungsforschung zu den strittigsten Themen einschlägiger Wissenschaften gehört, kann gesichert davon ausgegangen werden, daß ein (Haupt-)Schüler am Ende seiner Schulzeit ebensoviele Stunden in der Schule wie vor dem Fernseher verbracht hat. Familien- und Kinderalltage sind Medienalltage, was hier nicht statistisch vorgerechnet werden soll. Niemand wird es ohnedies bezweifeln. Um plumpe Medienschelte soll es auch nicht

gehen, sondern »nur« um den Gesichtspunkt der Handlungsfixierung, zum Beispiel durch fragwürdige Imitationsfiguren, die vor allem durch Medien zum Ersatz für lebendige und leibhaftige (Spiel-)Partner werden.

In der ikonographischen Aneignung von Bild-, weniger verbalargumentativer Wortkultur wird nicht eigentätig die Wirklichkeit selbst, sondern bereits eine ihrer möglichen Interpretationen, damit eine »Erfahrung aus zweiter Hand« übernommen. Die suggerierte Unmittelbarkeit ist nur ein Schein, ist bereits Täuschung. Ob die Inhalte sogar eine Fälschung sind, kann von Kindern kaum überprüft werden, sie nehmen die Mitteilungen für Wahrheit. Es sind also nicht so sehr die Fülle der Informationen oder die Fesselung der Kinder durch Bilder, die das pädagogische Problem allzu großen Fernsehkonsums ausmachen, sondern die Mediatisierung, Domestikation oder Fixierung ihrer Erfahrung und Phantasie durch eine Programmindustrie, die zur Bewußtseinsindustrie werden kann und schon geworden ist (Negt/Kluge 1972). Fiktionalität tritt an die Stelle unmittelbar praktischer Wirklichkeitsaneignung. Was Kinder sehen, wird für Wirklichkeit gehalten, es ist nicht die eigene und wird doch zur eigenen gemacht (vgl. Rolff 1983; Rogge 1985). Selbst noch nicht festgelegt, zum Beispiel im Umgang mit der eigenen Sinnlich- und Körperlichkeit, sind Kinder darum orientierungslos der gewaltförmigen Prägung durch das ausgesetzt, was sie gleichsam beiläufig als klisierte oder in zunehmendem Maße liberalisierte Rollen- und Handlungsmuster, an Aggressionen und Gewalt sehen und hören.

Zweifelsohne – und das ist kein Widerspruch zur vielfältigen Handlungsfixierung – sind die Lebens- und Umgangsformen zum Beispiel zwischen Eltern und Kindern heute weniger festgelegt, vielfältiger, liberaler und offener geworden. Erziehungsmaximen wie Selbstvertrauen, Selbständigkeit, Entscheidungs- und Kooperationsfähigkeit finden allgemeine Zustimmung, altbekannte Sekundärtugenden werden gleichwohl nicht verabschiedet. Immerhin treten Gehorsam, Fleiß, Ordnungsliebe, Disziplin, Zurückhaltung, Stille- und Leisesein zum Beispiel hinter ein Erziehungsziel wie Sich-durchsetzen-Können zurück. Wo Kinder nicht mehr als Ehenorm gelten, nichtsdestotrotz aber einen Lebenssinn versprechen und die emotionalen Bedürfnisse von Eltern befriedigen sol-

len, wo in der Eltern-Kind-Beziehung nicht mehr die Spekulation auf die spätere Versorgungsfunktion, sondern das gegenwärtige Lebensglück den Sinn von Eltern- und Kindschaft definiert, da ändert sich auch das Erziehungsverhältnis. Es ist nicht mehr autoritär fixiert, sondern auf eine Kultur der Beziehung, weniger auf Erziehung eingestellt. Interessen werden individuell und situativ ausgehandelt. Nicht mehr wird nach Maßgabe unumstößlicher (Autoritäts-)Strukturen einfach »verfahren«. Autorität beanspruchen und ausüben ist sogar unter Rechtfertigungsdruck geraten. Bemüht um partnerschaftliche Umgangsformen werden Kompromisse zwischen den Bedürfnissen von Erwachsenen und Kindern gesucht. Die (pädagogischen) Verhaltensstandards haben sich »Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln« (Büchner 1983) entwickelt.

Doch ist dieser Wandel oft nur eine Flucht aus der eigenen Erziehungsunsicherheit. Um nur ja nichts falsch zu machen, wird ein liberalisierter Erziehungsstil praktiziert, nicht aus Überzeugung. Es wird argumentiert, Gebote und Verbote werden begründet, Konflikte nicht per dictum geregelt. An die kommunikativen Fähigkeiten und Diskussionsstile von Eltern werden dadurch hohe Anforderungen gestellt. Auch das Eltern-Kind-Verhältnis soll partnerschaftlich und gleichberechtigt sein – so erwarten es zumindest die älteren Kinder, so können es die Eltern aber nur bedingt leisten, denn ihre (eheliche und berufliche) Selbstbeanspruchung ist ebenfalls nicht bescheidener geworden. Es ist dies alles also nicht das Ende etwa von Leistungsdruck, es hat allenfalls eine Verlagerung stattgefunden. Mögen auch die Toleranzen im sozialen »Wohl«verhalten großzügiger geworden sein, so sind doch die Erwartungen zum Beispiel an schulische Lernerfolge eher noch strenger geworden. Viele potentielle Konflikte werden aber gleichsam durch »Wegtauchen« erledigt. Oft wagen Eltern und Erzieher nicht mehr, Gebote selbst zu formulieren, Konflikte durchzustehen, Machtbalancen wiederherzustellen oder auch nur einzuhalten, sie verlegen den Handlungsbedarf in die anonymisierten Strukturbedingungen von Räumen und Zeitplänen. So ersetzt die Macht der Institutionen das persönliche Risiko. Diese scheinbare Entlastung vom Druck der Verantwortung ist zugleich eine Selbstentmachtung. Und Kinder sind immer klug genug, die offene Stelle für sich zu nutzen.

7. Fürsorgliche Belagerung

Die Expansion institutioneller pädagogischer bis kindertherapeutischer Zuständigkeiten und Professionalisierungen hat neben vielen wichtigen Hilfen einerseits zu Ausgrenzungen der Kinder und Entlastungen bei den Erziehenden, andererseits zu Überversorgungen der Kinder und zu Verstößen gegen die Möglichkeit kindlicher Selbstkonzepte geführt. In zunehmendem Maße verbringen Kinder Phasen ihres Alltags, ja ihres Lebens, in Institutionen, die nach den Prinzipien rationalisierter bürokratischer Organisationen strukturiert sind. Die inszenierte Kindheit ist auch eine verwaltete Kindheit. Selbst wenn es die gute Absicht kränkt und den vermeintlichen Fortschritt torpediert, Prävention, Intervention, Beratung sind zwar Elemente einer wohlmeinenden Sozialstrategie, aber sie drohen zugleich, den kindlichen Freiraum auch einzuschnüren. Veräterisch ist schon der Sprachgebrauch: Erzieherische »Maßnahmen« machen das Kind zum Objekt bürokratischer Verwaltung im Gewand eines fürsorglichen Verwaltungshandelns. Für viele Laien-Eltern wie für gelernte Pädagogen ist das Kind ein Objekt, ein noch dazu oft schwieriges Behandlungsobjekt geworden. Wenn das Kind als »Produktionsergebnis« eines gezielten erzieherischen Inputs mit erwartetem, möglichst berechenbarem Output gesehen wird, in der Realität so aber nicht vorkommt, werden Kinder tendenziell geradezu unheimliche Wesen. Auch die Lektüre des ständig wachsenden pädagogischen Wissens, die Expansion pädagogischer Institutionen und die Professionalisierung pädagogischer Tätigkeiten haben die Unsicherheiten der praktisch Erziehenden nicht beseitigen können, oft eher vergrößert. Da Kinder dies ihrerseits wahrnehmen, wächst auch ihre Unsicherheit, die sich in Aggressionen entladen kann. Trotz wachsender wissenschaftsorientierter »Expertisierung«, Professionalisierung, Spezialisierung und Therapeutisierung im Erziehungsfeld (oder gerade deswegen) bleiben die Empathie-Fortschritte für Kinder zweifelhaft. Professioneller Dienst ist eben oft »nur« Dienst, aus Wissen wird nicht zwingend auch Einfühlungsvermögen. Aus der gesuchten Beratung und Entlastung wird zudem oft Ausgrenzung und Überantwortung der Kinder an eine (institutionalisierte) Fremd- und Überversorgung. Und dennoch – da soll kein Mißverständnis entstehen – wird au-

berfamiliale Kinderbetreuung eine selbstverständliche Aufgabe moderner Industriegesellschaften bleiben müssen. Da zudem der Beweis erbracht ist, daß Kinder in gut geleiteten Einrichtungen nicht weniger gefördert werden als in sogenannten intakten Familien, ist die (moralische) Präferenzierung bestimmter Formen von Familienerziehung bei gleichzeitiger Abwertung der Berufstätigkeit von Frauen obsolet geworden. Es sollte – auch familienpolitisch – deutlich geworden sein, daß gute Familienerziehung gerade dann in Kraft bleibt, Familien gerade dann weniger krisenanfällig sind, wenn sie Unterstützung durch Selbsthilfeorganisationen und Nachbarschaftshilfen, durch Haushaltsentlastung, wohnortnahe kleine Kindertreffs, Kinderhäuser und Kinderläden, nicht zuletzt durch ausreichende öffentlich institutionalisierte Kinderbetreuung finden. Für den Aufbau eines solchen *cordon sanitaire educatif* dürfte nichts zu teuer sein.

Aber es muß auch gefragt werden (dürfen), ob die Strategien der Prävention und Intervention in institutionalisierten und inszenierten Kindheiten nicht bereits eine Okkupation der Kinder geworden sind. Die »fürsorgliche Belagerung« mit pädagogischen »Maßnahmen« nimmt den Kindern zumindest potentiell die Möglichkeit der originären Erfahrung und darin der Selbsterziehung. »Die Kindheit hat ihre eigene Weise zu sehen, zu denken und zu empfinden. Nichts ist unsinniger, als ihr die unsrige unterschieben zu wollen.« Diese Erkenntnis Rousseaus in »Emile oder Über die Erziehung«, also aus dem Jahre 1762 (1968, 2. Buch, S. 207), wurde zum Plädoyer für die Dignität jeder kindlichen Entwicklungsphase, für das Prinzip der Kindgemäßheit, das Konzept der natürlichen Erziehung, und hätte für die weitere Erziehungsgeschichte verabschieden müssen, Kinder nach Maßgabe von Klugheitsregeln oder Wünschbarkeiten der Erwachsenenwelt ein- und anzupassen. Gegen die »fürsorgliche Belagerung« mit pädagogischen Maßnahmen muß darum das Recht des Kindes gesetzt werden, erst einmal Kind sein zu dürfen, aktiv und produktiv auf dem Wege zu seinem eigenen Lebensplan, gegebenenfalls kontraproduktiv, wo die vorhandenen Ordnungsstrukturen ihm nicht mehr Orientierung, sondern nur noch einerseits Ausgrenzungen, andererseits Einhegungen bieten und es zu zweckentfremdender Rückeroberung ihm nicht mehr überlassener Terrains zwingen.

8. Unbegriffene Kindheit

Was der Kindererziehung und Kindheitsforschung schwerfällt oder gar fehlt, ist, die Erlebnisperspektive der Kinder konzeptionell und praktisch zu realisieren. Die »Innenansicht« ihrer unmittelbaren Existenz, ihres Wohl- und Mißbehagens, ihrer Wahrnehmung von Dingen und Menschen ist dem erziehenden Erwachsenen bestenfalls annähernd zugänglich, und die Erinnerung an seine eigene Kindheit taugt nicht einmal mehr für einen Vergleich, geschweige denn für ein zureichendes Verstehen der Gegenwarts-kindheit, weil Sich-Erinnern immer nur bereits interpretierte Rekonstruktionen eines »Damals« aus der Sicht von heute zutage fördert. Maximen des pädagogisch richtigen Handelns sind weder allein aus einem »Schatz eigener Erfahrungen« noch aus einem vorgängigen Normenhaushalt zu deduzieren, auch nicht aus irgendeiner historischen Analyse ohne jene Konkretion der Anschauung, die erst für die Komplexität gegenwärtiger Kinderwelten und für die Notwendigkeit selbstgestalteten Kinderlebens sensibilisierte. Das Kind als Subjekt eigener Lebens- und Sinnerschließungen anzusehen und gelten zu lassen, trifft darum nicht nur wissenschaftsmethodisch auf große Schwierigkeiten. Es verlangt vor allem Eltern und Erziehern viel ab: die Zurücknahme ihrer eigenen Dominanz und Projektionen für das Kind, den Zweifel an der eigenen Omnipotenz und Kompetenz, die Einschränkung der eigenen Egoismen und Machtsphären, die Entschiedenheit, Kinder überhaupt ihren Weg wählen und finden zu lassen. Es bleibt schwer, das »Selbsterleben« und die »Selbst-Tätigkeit« von Kindern wirklich statthaben zu lassen, weil beides sich einer klaren theoretischen Begrifflichkeit entzieht und erst recht der pädagogischen Praktikabilität, zumal dann, wenn berechnete konkrete Ängste und Unsicherheiten ständig eine Bewahr-Pädagogik provozieren. Kindheit bleibt immer auch noch eine Welt der Kinder, unberechenbar in ihrer Eigendynamik, unbekannt in ihren Krisen, unbegriffen in ihrem Glück oder Unglück, die schon allein darum nicht von Erwachsenen vordefiniert werden kann.

Trotz dieser Schwierigkeiten bleibt genug Grund zu pädagogischem Optimismus, den wir auch den Kindern selbst zu verdanken haben, denn in allen Fragilitäten der Gegenwart und gemes-

sen an den Ordnungsstrukturen hereditärer, allein auf Anpassung und Imitation beschränkter einheitlicher Lebensformen haben und nutzen Kinder heute eine große Chance zu eigen-williger Lebensgestaltung. Das offenkundige Ende von Erziehungspaternalismus und starren Tugendkatalogen – man denke nur an die früher rigide Gehorsamserziehung – sowie die Enthierarchisierung und Liberalisierung der Erziehungsstile geben den Kindern mehr Raum für Selbstbestimmung. Ihre Autonomie ist gewachsen. Viele Sinnerschließungen erfolgen zudem in ihren Kinder-Kindheiten, also da, wo Kinder unter sich und ganz bei sich sind. Es bleibt allem kulturkritischen Defätismus zum Trotz dabei, daß Kinder nach wie vor ihre ganz eigenen Beobachtungen in ihrer wie der Erwachsenen-Welt machen und daraus ihre eigenen Handlungslogiken entwerfen. Es bleibt weiterhin dabei, daß Kinder aller lebensbedrohlichen Umweltzerstörung zum Trotz diese Welt erst einmal als ihre Welt annehmen. Nicht ohne die Initiative der Kinder, nicht ohne ihre Aneignung und Anverwandlung ihrer Welt wird sich entscheiden, wie sie die Pluralität der neuen Lebensformen nutzen (lernen) und aus den vielfältigen Widerspruchserfahrungen ihres Alltags und Feier-Tags in die Spur ihres je eigenen unverwechselbaren Lebens finden. Für Kinder geht es darum, ihre Persönlichkeits-, Geschlechts- und sozial-ökologische Identität im Aufbau eines eigenen Lebenskonzepts mit offenen Lebensperspektiven zu finden, und dieser Selbstfindungsprozeß vollzieht sich wohl oder übel im aktuellen Widerstreit von konservativer Bewahr-, liberaler Aufklärungs- und demonstrativer Alternativ- oder Antipädagogik, niemals aber ohne die Betroffenen selbst. Es ist die Gegenwart zweifelsohne ein gefährlicher und verwirrender Angriff auf die physische und psychische Unversehrtheit von Kindern, und dies trotz der auch richtigen historischen Bilanz, nach der es Kindern zumindest in weiten Teilen Europas vermutlich materiell, rechtlich, sozial, gesundheitlich, kulturell noch in keiner Epoche je so gut ging wie zur Zeit.

Es schließt sich der Kreis meiner Ausführungen: Was zu Kindern gehört, ihre Stärke ausmacht, allein ihnen – noch ungebrochen – eigentümlich ist: ihre Neugier, ihre Spontaneität, ihre Konkretion, ihr Vertrauen, ihre Lebensfreude, ihr Lernwille und Lerneifer, ihr Eigen-Sinn, das alles gilt es zu schützen, und dies um

so mehr, weil Kinder zugleich auch schwach sind und der Hilfe von Erwachsenen bedürfen, allemal der Erwachsenen, die pädagogische, kirchliche und gesellschaftspolitische Verantwortung tragen.

Zum Schluß

Ich habe – wie angekündigt – wenig von den großen sozialpolitischen, ökonomischen und ökologischen Herausforderungen unserer Gesellschaft mit Blick auf unsere Kinder gesprochen. Aufrüttelnd will ich am Ende die Fakten wenigstens doch noch einmal nennen, Fakten, die sich zum Beispiel in den Dokumentationen des Kinderschutzbundes wiederholen und aus Anlaß des einmal jährlich stattfindenden Weltkindertages dann auch in der Tagespresse finden lassen: Über eine Million unserer Kinder sind von Sozialhilfe abhängig, fast zwei Millionen leben in Familien, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Rund 500.000 Kinder sind in Obdachlosensiedlungen oder in völlig unzureichenden Wohnungen untergebracht, schätzungsweise 50.000 treiben sich unbeaufsichtigt auf der Straße herum. Etwa 200.000 Kinder werden jährlich Opfer von sexueller Gewalt oder anderen schweren Mißhandlungen. Kinder werden durch Umweltverschmutzung, den Straßenverkehr, durch Gewaltdarstellungen gefährdet (vgl. z.B. Kölner Stadt Anzeiger vom 21.9.1994). Für diese skandalösen Tatbestände einer Wohlstandsgesellschaft wie auch für die von mir thematisierten verdeckteren oder subtilen basis- und binnenstrukturellen Bedingungen des »Aufwachsens in schwieriger Zeit«, in Gesellschaft und Gemeinde, gilt dasselbe, und dabei darf ich mich auf jenen Wegweiser berufen, der wie kaum einer sonst die politische Theologie lehrte, lebte, ja mit seinem Leben für sie einstand: »Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen« (zit. nach S. Leibholz-Bonhoeffer 7. Aufl. 1993, S. 61).

Literatur

- Bauer, K.W./Hengst, H.: Wirklichkeit aus zweiter Hand. Kindheit in der Erfahrungswelt von Spielwaren und Medienprodukten. Hamburg 1980.
Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986.

- Beck, U.: Bindungsverlust und Zukunftsangst. Leben in der Risikogesellschaft. In: Hartwich, H.-H. (Hg.): Bindungsverlust und Zukunftsangst – Leben in der Risikogesellschaft. Eine Disputation. Opladen 1994, S. 25-38.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1994.
- Beck-Gernsheim, E.: Die Inszenierung der Kindheit. In: Psychologie heute 12 (1987), S. 30-35.
- Behnken, I./Zinnecker, J.: Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Zur Modernisierung städtischer Kindheit 1900-1980. In: Sozialwissenschaftliche Informationen 16 (1987), S. 87-96.
- Behnken, I./Zinnecker, J.: Soziale Entwöhnung der Straßenkinder oder: Härte-tests für junge Stadtbewohner. In: Büttner, C./Ende, A.: Lebensräume für Kinder. Entwicklungsbedingungen für Kinder im ausgehenden 20. Jahrhundert. Weinheim/Basel 1989, S. 37-66.
- Berg, Chr.: Von Kindheit haben wir keine Begriffe. In: Welt des Kindes 67 (1989), S. 6 ff.
- Berg, Chr.: »Rat geben« – ein Dilemma pädagogischer Praxis und Wirkungsgeschichte. In: Zeitschrift für Pädagogik 37 (1991), S. 709-734.
- Berg, Chr. (Hg.): Kinderwelten. Frankfurt/M. 1991.
- Berg, Chr.: Wandel der Kindheit in der Industriegesellschaft. In: Ebert, S. (Hg.): Zukunft für Kinder. Grundlagen einer übergreifenden Politik. München/Wien 1991, S. 29-68.
- Bertram, H. (Hg.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. Opladen 1991.
- Bertram, H. (Hg.): Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation. Opladen 1992.
- Bertram, H./Bayer, H./Bauereiß, R.: Familien-Atlas. Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen. Opladen 1993.
- Bien, W. (Hg.): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen 1994.
- Büchner, P.: Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsnormen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U. u.a.: Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim/Basel 1983, S. 196-212.
- Bundesministerium für Familie und Senioren: Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens. 5. Familienbericht. Deutscher Bundestag. 12. Wahlperiode. 15. Juni 1994. Drucksache 12/7560.
- Deutscher Kinderschutzbund (Hg.): Kind und Wohnen. Opladen 1994.
- Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Was tun Kinder am Nachmittag? Ergebnisse einer empirischen Studie zur mittleren Kindheit. Weinheim/München 1992.
- Grözinger, G. (Hg.): Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends. Opladen 1994.

- Harms, G./Preissing, C./Richtermeier, A.: Kinder und Jugendliche in der Großstadt. Zur Lebenssituation 9- bis 14jähriger Kinder und Jugendlicher. Stadtlanschaften als Bezugsrahmen pädagogischer Arbeit: Berlin-Wedding, Berlin-Spandau und Falkenhagener Weg. Berlin 1985.
- Harms, G./Preissing, C. (Hg.): Kinderalltag. Beiträge zur Analyse der Veränderung von Kindheit. Berlin 1988.
- Hartwich, H.-H. (Hg.): Bindungsverlust und Zukunftsangst – Leben in der Risikogesellschaft. Eine Disputation. Opladen 1994.
- Hengst, H. u.a.: Kindheit als Fiktion. Frankfurt/M. 1981.
- Herlth, A./Brunner, E.J./Tyrell, H./Kriz, J. (Hg.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin/Heidelberg 1994.
- Jacob, J.: Umweltaneignung von Stadtkindern. Wie nutzen Kinder den öffentlichen Raum? In: Zeitschrift für Pädagogik 30 (1984), S. 687-697.
- Jacob, J.: Kinder in der Stadt. Freizeitaktivitäten, Mobilität und Raumwahrnehmung. Pfaffenweiler 1987.
- Kaufmann, F.-X.: Zukunft der Familie. München 1990.
- Köhler, M.: Unterhaltung als Botschaft und Kauf als Erfahrung: Die Equipierung der Kindheit. In: Hengst, H. u.a.: Kindheit als Fiktion. Frankfurt/M. 1981, S. 73-131.
- Leibholz-Bonhoeffer, S.: Vergangen, erlebt, überwunden: Schicksale der Familie Bonhoeffer. Gütersloh 7. Aufl. 1993.
- Lenzen, K.-D.: Kinderkultur – die sanfte Anpassung. Frankfurt/M. 1978.
- Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspann, M. (Hg.): Die »postmoderne« Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz 1988.
- Markefka, M./Nauck, B. (Hg.): Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied 1993.
- Meyer, S./Schulze, E.: Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles. München 1989.
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Landessozialbericht, Bd. 3: Alleinerziehende – Lebenslagen und Lebensformen. Untersuchung zur Situation Alleinerziehender in Nordrhein-Westfalen durch die Prognos AG, Köln. Düsseldorf 1993.
- Nave-Herz, R.: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt 1994.
- Negt, O./Kluge, A.: Öffentlichkeit und Erfahrung. Frankfurt/M. 1972.
- Niepel, G. (Hg.): Alleinerziehende. Abschied von einem Klischee. Opladen 1994.
- Paul, C.: Ehescheidungen 1989. In: Wirtschaft und Statistik 12 (1990), S. 837-840.
- Peuckert, R.: Familienformen im sozialen Wandel. Opladen 1991.
- Preuss-Lausitz, U./Rülcker, T./Zeiger, H. (Hg.): Selbständigkeit für Kinder – die große Freiheit? Kindheit zwischen pädagogischen Zugeständnissen und gesellschaftlichen Zumutungen. Weinheim 1990.

- Rogge, J.U.: Los-Sein und Los-Machen. Über Wahrnehmungsstile, Erfahrungszusammenhänge und Aneignungsfähigkeiten in den Medien-Kindheiten. In: Büttner, C./Ende, A. (Hg.): *Kinderleben in Geschichte und Gegenwart*. (Jahrbuch der Kindheit, Bd. 2), Weinheim/Basel 1985, S. 84-97.
- Rolff, H.-G.: Massenkonsum, Massenmedien und Massenkultur. Über den Wandel kindlicher Aneignungsweisen. In: Preuss-Lausitz, U. u.a.: *Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim/Basel 1983, S. 153-167.
- Schorlemmer, E.: Der Befund ist nicht alles! In: Hartwich, H.-H. (Hg.): *Bindungsverlust und Zukunftsangst – Leben in der Risikogesellschaft*. Eine Disputation. Opladen 1994, S. 55-72.
- Schöps, J.: Dauerhaft ist nur die Trennung. Über den rapiden Zerfall stabiler Beziehungen. In: *Der Spiegel* 45 (1991), Nr. 2, S. 100-110.
- Schröder, M. (Hg.): *Kindheit – ein Begriff wird mündig. Miteinander aufwachsen statt erziehen*. Wolfratshausen 1992.
- Statistisches Bundesamt (Hg.): *Lange Reihe 209. Familien/Alleinstehende mit und ohne Kinder nach Ländern ab 1974. Ergebnis des Mikrozensus*. Wiesbaden 1991.
- Statistisches Bundesamt (Hg.): *Lange Reihe 210. Familien mit Kindern nach Familienstand der Bezugsperson, durchschnittlicher Kinderzahl und Ländern ab 1974. Ergebnis des Mikrozensus*. Wiesbaden 1991.
- Statistisches Bundesamt (Hg.): *Statistisches Jahrbuch 1993*. Wiesbaden 1993.
- Strohmeier, P.: *Neustrukturierung familialer Entwicklungsverläufe. Partnerschaft, Ehe, Elternschaft – ein europäischer Vergleich*. Vortrag am 6.10.1994 in Bamberg auf der Tagung »Familienleitbilder und Familienrealität im Wandel«.
- Teichert, V. (Hg.): *Junge Familien in der Bundesrepublik. Familienalltag – Familienumwelt – Familienpolitik*. Opladen 1991.
- Wilk, L./Bacher, J. (Hg.): *Kindliche Lebenswelten. Eine sozialwissenschaftliche Annäherung*. Opladen 1994.
- Zeiger, H./Zeiger, H.J.: *Wie Kinderalltage zustandekommen*. In: Berg, Chr. (Hg.): *Kinderwelten*. Frankfurt/M. 1991, S. 243-269.
- Zeiger, H.J./Zeiger H.: *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern*. Weinheim/München 1994.
- Zeiger, H.: *Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945*. In: Preuss-Lausitz, U. u.a.: *Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim 1983, S. 176-194.
- Zeiger, H.: *Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern – Einheitlichkeit oder Verinselung?* In: Herlyn, U./Bertels, L. (Hg.): *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen 1989, S. 35-57.
- Zinnecker, J.: *Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation*. In: Behnken, I. (Hg.) *Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation*. Opladen 1990, S. 142-162.

Fulbert Steffensky

Bibelarbeit zu Römer 8, 1-17: Freiheit, Gewaltlosigkeit, Spiel

Ich möchte mit Ihnen über Römer 8, 1-17 sprechen. Dieser Text hat sich bald an mich geklettet, als ich angesichts des Schwerpunktthemas nach einer Bibelstelle für diesen Morgen suchte. Er hat mich eher ausgesucht, als daß ich ihn ausgesucht hätte. Ich lese ihn:

So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christus Jesus sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist.

Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christus Jesus, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Denn was dem Gesetz unmöglich war, weil es durch das Fleisch geschwächt war, das tat Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen und verdamnte die Sünde im Fleisch,

auf daß die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, in uns erfüllt würde, die wir nun nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geist.

Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnt; die aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnt.

Aber fleischlich gesinnt sein ist der Tod, und geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede.

Denn fleischlich gesinnt sein ist eine Feindschaft wider Gott, weil das Fleisch dem Gesetz Gottes nicht untertan ist, denn es vermag's auch nicht.

Die aber fleischlich sind, mögen Gott nicht gefallen.

Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, wenn denn Gottes Geist in euch wohnt. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wenn aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot um der Sünde willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen.

Wenn nun der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt.

So sind wir nun, meine Geschwister, nicht dem Fleisch schuldig, daß wir nach dem Fleisch leben.

Denn wenn ihr nach dem Fleisch lebt, so werdet ihr sterben müssen; wenn ihr aber durch den Geist die Taten des Fleisches tötet, so werdet ihr leben.

Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!

Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.

Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Ich will in kurzen Strichen die Theologie dieses Kapitels andeuten, und ich will überlegen, was dieses menschliche Grundwissen denen sagt, die dem Leben dienen und mit Kindern umgehen.

Zwei Weltgegenden beschreibt Paulus. Die eine ist das Reich des Todes (15mal benutzt Paulus das Wort Tod oder »sterblich«). Das andere Reich ist das des Geistes (16mal kommt das Wort Geist oder das Adjektiv geistlich vor). In dem einen Bereich herrscht die Königin Sünde als Weltherrin und als große Sklavenhalterin. (Das Bild habe ich von Luise Schottroffs Arbeit über Röm. 8.) Sünde ist nur ein anderer Name jenes Todes. Keiner kann ihr entkommen. Das Todesurteil ist über alle gesprochen, die dort hausen. Sie sind nur noch somata, Sklaven und Instrumente jener tödlichen Herrin. Was sie auch planen und tun in jenem Sklavenhaus – es geht verloren, es gefällt Gott nicht. Auch wenn sie das Gesetz erfüllen wollen – sie fallen mit ihren besten Absichten in den Tod. Es ist wie wenn man einen verschlungenen Knoten auflösen will, an den Seilenden zieht und zerrt und mit jeder Anstrengung das Netz

fester zieht, obwohl man sich aus ihm befreien will. Sie vermögen's nicht. Denn sie sind fleischlich gesinnt. Sie sind gebannt in sich selber und können den Geist nicht erreichen. Sie haben sich ihr Schicksal nicht aus ihren einzelnen Sünden gebaut. Längst herrschte die Königin Sünde, bevor sie sich selber entschieden haben. In diesem Reich können sie nichts anderes gebären als ihren eigenen Tod. Wir elenden Menschen! Wer wird uns erlösen aus den Zwängen, uns den eigenen Tod zu beschaffen?

Paulus beschreibt ein anderes Reich. Es ist das Reich des Geistes. Die Königin der Zwänge ist abgesetzt. Vielleicht haust sie noch als entthronte in der Gegend des Geistes. Auch abgesetzte Königinnen können mächtig sein. Sie irrt umher als Erinnerung an den alten Tod, nicht mehr wirklich in der Macht des alten Todes. Ein Tod hat den alten Tod entmachtet und verschlungen. Was ist der Sinn jenes Todes, von dem Paulus sagt, daß er uns befreit? Damit das Leben gelingt, muß ein anderes, unschuldiges sterben – ist es das? Muß ein unschuldiges Opfer in den Damm eingemauert werden, damit er hält gegen das Chaos des Lebens? Nein, das Opfer erlöst nicht; und kein Tod ist gut, auch nicht der Tod jenes Gerechten, der den Tod entmachtet hat. Gut aber ist die Güte. Gut ist jene Güte, die es mit sich selbst nicht ausgehalten hat; jener Gott, der in seinem Sohn hinabgestiegen ist in das Reich der Zwänge, der Geistlosigkeit und der Ohnmacht. Gut ist die Starrköpfigkeit jener Güte, die sich nicht vertreiben ließ aus unserem eigenen Tod. So sind die Todesurteile zerrissen. Das Reich des Geistes, der Freiheit und des Spiels ist gegründet. Wir sind dem Fleisch nichts mehr schuldig. Wir sind, ehe wir müssen. Wir haben einen Namen, ehe wir uns einen Namen gemacht haben, und wir sind geborgen, ehe wir uns eine Bergung verschafft haben. Wir haben einen Titel: wir sind Söhne und Töchter und Erben. Wir haben eine Stimme: wir können rufen »Abba, lieber Vater«, und wir werden gehört. Eine Herkunft haben – jenen Tod, der uns birgt; eine Gegenwart haben, in der die Schreie nicht ungehört verhallen; eine Zukunft haben in jenem Erbe, das der Tod nicht anrühren kann – das heißt im Leben sein und leben können.

Es ist schwer zu glauben, daß wir eine Stimme und ein Erbe haben. Was wir sehen, ist Zwanghaftigkeit und Widersprüchlichkeit. Die Königin Sünde scheint uns noch zu bewohnen, und wir

könnten mit Paulus sagen: »Das Gute, das ich will, tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber tue, was ich nicht will, so tue nicht ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt.« Gegen diese Erfahrung aber haben wir einen Zeugen – den Geist selber: Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Kinder Gottes sind. Gegen das, was wir sehen und am eigenen Leib erfahren, haben wir einen Einredner, einen Gegenredner – den Geist. Zumindest könnten wir widersprüchlich sein: die eine Rede hören, die unserer alten Zwangslage, und die andere Rede hören, das Zeugnis des Geistes und des Glaubens. Wir sind nicht nur, was wir scheinen. Gegen alle Augenscheinlichkeit haben wir eine Herkunft und eine Zukunft, eine, die nicht in unserer Hand stehen muß, und eine, die nicht von unserer Hand gemacht ist.

Kann man das, was Paulus hier theologisch sagt, übersetzen in eine nicht-theologische Sprache? Ich vermute, daß ein guter theologischer Satz nur der ist, der sich zurücknehmen und verbergen kann in eine menschheitliche Sprache. Vielleicht kann man dies sagen: Der Versuch, sich durch sich selbst zu rechtfertigen, führt in die Zwänge, die Paulus beschreibt. Der Versuch, sich selber zu gebären und sich selber zu bergen und sich selber einen Namen zu geben, führt in den Tod. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen – nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht unsere eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Man kann sich nicht selbst beabsichtigen, ohne sich zu verfehlen. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen.

Ich bin Ihnen allmählich Rechenschaft darüber schuldig, warum ich Römer 8 im Zusammenhang mit dem Thema »Aufwachsen in schwierigen Zeiten« gewählt habe. Aus diesem Grund: Freiheit und Gewaltlosigkeit scheinen mit die Gestalten zu sein, in denen sich der Glaube an die Gnade und der Verzicht auf Selbsterstellung zeigt. Freiheit und Gewaltlosigkeit sind Formen, in denen wir unsere Kinder das Leben lehren.

Ich möchte zunächst über die Freiheit reden. Die Freiheit ist die schönste Tochter der Gnade. Sie lehrt uns ein Stück Unglauben. Sie verbietet uns nicht, nur daran zu glauben, daß wir die Garanten unseres eigenen Lebens sind. Nichts mehr ist lebensrettend,

nichts mehr ist konstitutiv: weder die eigene Religiosität noch die psychologischen Selbstversuche; weder biblische Wörtlichkeitszwänge noch dogmatische Definitionszwänge; weder Heterosexualitätszwänge noch religiöse Sensationen. Der Zwang rettet nichts. An den Zwang glauben, heißt fleischlich gesinnt sein. Die Freiheit als das Kind der Gnade ist die große Entgötzung. Ihr ist nichts heilig außer Gott, nicht der gegenwärtige Staat, nicht das gegenwärtige Wirtschaftssystem, nicht der gegenwärtige allgemeine Glaube, nicht einmal die gegenwärtige Gestalt der Kirche. Freiheit und Skepsis gehen zusammen. Freiheit und Frechheit sind zwei schöne Schwestern.

Diese Skepsis fließt aus dem Glauben, daß wir keine rettenden Götter brauchen. Vielleicht kann man nur in dieser Freiheit Kinder haben und mit Kindern umgehen. Wir würden vielleicht unsere Kinder nicht mehr dazu mißbrauchen, uns selber zu erfüllen, unserem eigenen Leben Sinn und Wärme zu geben. Wir müssen uns nicht retten, auch nicht durch unsere Kinder. Unsere Kinder wären nicht dazu verdammt, Mittelpunkt unseres Lebens zu sein. Wir müssen uns nicht zwanghaft in ihnen fortsetzen. Wir brauchen unsere Kinder nicht dazu zu benutzen, unsere Lebensgestalt und unseren Lebensentwurf fortzusetzen. Wir verzichten auf die Erbeutung der Unsterblichkeit in unseren Kindern. Unsere eigene Freiheit würde zur Freiheit unserer Kinder.

Erst in dieser Freiheit könnten wir Lehrer und Lehrerinnen unserer Kinder sein. Wer zwingt, kann nicht lehren, und der beste Inhalt wird durch Zwang verdorben. Ich verstehe in diesem Zusammenhang nicht Lehre als Vermittlung von Kulturtechniken und von neutralem Wissen. Dies brauchen Kinder. Aber sie brauchen mehr. Sie brauchen, daß wir als Erwachsene ihnen sagen, was wir selber lieben und was wir verachten. Sie haben ein Recht darauf zu erfahren, wer wir selber sind und was wir als Lebensoption verfolgen. Ohne unsere eigene Kenntlichkeit können unsere Kinder sich nicht kenntlich werden. Sie sollen erfahren, welche Geschichten wir lieben und welche Lieder wir singen. Es gibt eine sanfte Art, unsere Kinder verkommen zu lassen, nämlich indem wir uns weigern, ihre Lehrer und Lehrerinnen zu sein. Sie müssen unsere Lehre ja nicht annehmen. Aber sie müssen wenigstens etwas haben, wovon die sich verabschieden können. In dem

Kästner-Film DAS DOPPELTE LOTTCHEN findet sich folgende Szene: Die Eltern der Zwillinge, die lange zum Kummer der Kinder getrennt gelebt haben, treffen zusammen, und es scheint zu einer Versöhnung zu kommen. Sie sprechen sich aus, und die Kinder warten vor der Tür. »Wir müssen beten!« sagen sie. Aber sie erinnern sich an keine Gebete mehr. Schließlich fällt ihnen nur noch dieser Satz ein: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!« Wenigstens dieser Satz noch fällt ihnen ein. Wovon aber sollen unsere Kinder und Enkelkinder leben, wenn alle Lieder und alle Geschichten verloren sind? Lehrer sein, heißt weitererzählen, was man liebt und was man selber schön findet. Man übt sich auch im Glauben ein, indem man weitererzählt, was man glaubt. Und man gibt Leben weiter, indem man die Geschichten des Lebens weitergibt.

Lassen Sie mich zurückkommen auf den Zusammenhang zwischen Freiheit und Gewaltlosigkeit! Nach dem Fleische wandeln, auf sich selber setzen und sich selber bezeugen, enthält immer den Kern der Gewalt. Der Zwang, atemlos hinter sich selber her zu sein; sich in der Erbauung und Verteidigung seiner selbst und in der Angst um sich selbst zu erschöpfen; sich selber behaupten und sich selber rühmen zu müssen, das bedeutet Gewalt gegen das andere Leben. Im Geiste im paulinischen Sinn zu leben, das heißt, ich kann an etwas anderes denken als an mich selber. Ich kann zum Beispiel an die Zukunft unserer Kinder denken. Ich kann zum Beispiel daran denken, welche Luft zum Atmen sie haben und welchen Boden sie bebauen werden. Die Güte ist uns möglich, in der wir etwas anderes wollen können als uns selber.

Weil Gewaltlosigkeit als Haltung dem Herzstück der christlich-jüdischen Tradition entspringt, nämlich der Lehre von der Gnade, darum hat sie bei uns ein vorrangiges Heimatrecht. Wir haben nicht in seniler Ausgewogenheit den Vorteil von Gewaltlösungen und gewaltfreien Lösungen zu bedenken. Die Kirche hat in allen Lagen unausgewogen, einseitig und starrköpfig für Gewaltfreiheit zu plädieren. Wir haben nicht in gleicher Weise alles zu sagen: daß Gewaltlosigkeit gut sein kann, daß aber auch zu Zeiten Gewalt nötig ist. Daß Gewalt gelegentlich nötig ist, werden schon Leute genug sagen. Wir haben aus dieser Tradition etwas zu sagen, was weniger selbstverständlich ist als die Gewalt, eben die

Gewaltlosigkeit. Es ist besser, nachträglich Unrecht zu haben beim Plädoyer für die Gewaltlosigkeit, als die vorrangige Option, die aus dieser Tradition stammt, zu verraten.

Vielleicht muß ich einem Mißverständnis vorbeugen: Leben im Geist und sich nicht in tödlicher Selbsterjagung erschöpfen, ist eigentlich kein moralischer Aufruf zur Selbstlosigkeit, so als ob das Subjekt und die Welt gerettet würden durch Selbstentledigung und Selbstentsagung. Nur das ist gesagt: Die Selbstverfolgung, die Selbsterbauung ist kein Rettungsweg; sie ist kein Weg, vom Tod in das Land des Geistes zu kommen, ebensowenig wie die Selbstentsagung ein solcher Weg ist. Eine Haltung oder eine Tugend ist nur dann christlich und human, wenn es bei ihr keine Verlierer gibt, nicht einmal mich selber darf ich verlieren. Daran zu glauben, daß wir einen Namen haben, bevor wir uns einen Namen gemacht haben, befreit nicht nur die Güte zum anderen Leben in uns; es befreit uns sowohl von uns selber als auch zu uns selbst. Lassen Sie mich dies an einem bescheidenen Beispiel erläutern. Vor einigen Tagen wurde Walter Bärsch 80 Jahre, der langjährige Vorsitzende des Kinderschutzbundes. Wir waren zu einem Fest zusammen, die Freunde erinnerten an die politische Arbeit dieses ungewöhnlichen Menschen, an seine Arbeit in der Kirche, an seinen Humor und an seine Tapferkeit. Am Ende dankte er diesen Freunden und sagte einen schlichten Satz: »Wenn Ihr das von mir sagt, dann wird es ja wohl wahr sein!« Ich fand diese Bemerkung von einer großartigen und demütigen Freiheit. Er hat sich nicht selbst gesagt, und er mußte es sich nicht selbst betonen, daß sein Leben reich und kostbar für die anderen war. Er hat sich – paulinisch gesprochen – nicht gerühmt. Und er hat mit Lust gehört, was die anderen über ihn sprachen. Er brauchte sich nicht tödlich wichtig zu nehmen, und er konnte sich an sich selber erfreuen. Wie alt muß man sein und wie wenig Protestant, um dies zu können! Der Mensch des Geistes, der sich nicht selbst sucht und der sich daran freut, von anderen gefunden zu werden.

Ich habe gesprochen von der Gnade, die die Freiheit gebiert; von der Freiheit, die sich in Güte mit dem Leben verbindet und das Land bewohnbar macht! Wie muß eine Welt aussehen, in der unsere Kinder von der zwanghaften und aggressiven Selbstaufsuchung befreit sind? Kann man unter allen Umständen den Satz

von der Gnade glauben? Könnte es Zustände geben, an denen er abprallt? Könnte es sein, daß wir unseren Kindern den Glauben unmöglich machen? Ich zitiere einige Sätze eines schwarzen Jugendlichen aus Harlem:

Was bin ich?

Ihr habt mich so erzogen, daß ich meine Brüder und Schwestern hasse und ihnen mißtraue. – Was bin ich?

Ihr sprecht meinen Namen falsch aus und sagt, ich habe keine Selbstachtung. – Was bin ich?

Ihr sagt, ich habe keine Würde, und ihr nehmt mir meine Kultur weg. – Was bin ich?

Ihr nennt mich Boy, einen dreckigen runtergekommenen Strichjungen. – Was bin ich?

Ich bin die Summe eurer Sünden. Ich bin die Leiche in eurem Keller.

Ich bin vielleicht eure Vernichtung, aber vor allem bin ich, wie ihr so unverhohlen sagt, euer NIGGER.

Ein Mensch nimmt sein Grundrecht wahr: Er fragt, wer er ist. Er fragt nach seinem Namen. Was bin ich? Wer bin ich? Und wir erkennen hinter der Frage nach dem eigenen Namen und der eigenen Identität leicht die Frage des Paulus und die Frage Luthers.

Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen? Wer wird mich erlösen auch von dieser Frage, die ihr Narrenspiel mit mir treibt? Er hört Antworten auf seine Frage »Wer bin ich?«. So heißen sie: Du bist der, der seine Brüder und Schwestern hassen soll. Zu diesem Namen haben wir dich erzogen. Du bist der, dessen Namen man nicht kennen muß. Du bist der, dessen Kultur nichts taugt. Du bist der dreckige Strichjunge, der NIGGER. Die Namen, die ihm zugelegt werden, sind Todesurteile. Er übernimmt diese Namen und fängt an, an sie zu glauben, zu glauben an die Gnadenlosigkeit des Lebens. »Ich bin die Summe eurer Sünden. Ich bin die Leiche in eurem Keller. Ich bin euer Nigger«, sagt er in seinem neuen Glauben. Vielleicht hat zu dem schwarzen Kind nie jemand Nigger gesagt. Vielleicht hat ihn nie jemand Strichjunge gerufen. Aber die Verhältnisse, in denen er lebt, geben ihm seinen Namen.

»Ich bin vielleicht eure Vernichtung!« sagt der Junge. Eine Drohung, die wir allmählich verstehen beim Anwachsen der Gewalt in der Gesellschaft. Es gibt eine Gewalt, die eine düstere Beantwortung der Frage »Wer bin ich?« ist. Gewalt kann Sinn geben, wenn auch einen fürchterlichen. Ein Mensch kann in der Gewalt, die er anwendet, sich selbst sagen: Du bist bedeutend und einzigartig! Wenn schon niemand ihm sagt, daß er einen Wert hat; wenn sonst niemand ihn einzigartig findet, dann eben kommt er unter den Zwang, mit dem Mittel der Gewalt sich selber einzigartig zu finden. Mir ist diese expressive Gewalt um vieles verständlicher als die instrumentelle Gewalt, die lange Gewohnheit ist in unserer Gesellschaft, die höfliche Gewalt des Profits.

Mit den Kindergärten, die wir für unsere Kinder bauen, benennen wir unsere Kinder. Mit den Spielplätzen, die wir für sie bauen, sagen wir ihnen, wer sie sind und was von ihnen zu halten ist. Mit den Schulen, die wir für unsere Kinder einrichten, sprechen wir ein Urteil über sie – ein Todesurteil oder ein Urteil zum Leben. Wir üben Glauben mit all' diesen Dingen ein. Den ersten Glauben und die erste Hoffnung auf das Leben lernt der Mensch nicht in Sätzen; er lernt den Glauben nicht zuerst an der Sprache des Glaubens. Der Mensch lernt an der Art, wie die Welt für ihn eingerichtet ist und wie er behandelt wird, was man von der Hoffnung und vom Glauben zu halten hat. Oft kommen die großen Sätze der christlichen Tradition zu spät, die die Menschen Söhne und Töchter Gottes nennen; die ihnen sagen, daß sie zur Freiheit berufen sind und daß ihnen Würde versprochen ist. Sie haben vielleicht schon lange gelernt, daß sie Sklaven sind und daß man den Zwängen nicht entkommt. Die Zweifel an Gott und an der Güte und Freundlichkeit des Lebens lernt man nicht aus langem Nachdenken. Man kann sie an der Unfreundlichkeit und an der Gnadenlosigkeit des Lebens ablesen. Wir sind für den Glauben und die Lebenszuversicht unserer Kinder verantwortlich, und zwar nicht nur in der Weise, daß wir sie die Sätze dieses Glaubens lehren. Sondern vor allem so, daß wir ihnen eine Welt und eine Kirche bauen, die sie nicht verzweifeln lehrt und in der man einen anderen nicht erschlagen muß, um selber leben zu können. Die erste Religionspädagogik wäre also die Politik, die Kritik an einer Gesellschaft, die unseren Kindern Namen und Würde abspricht.

Auf drei Weisen also müßten wir unsere Kinder den Glauben lehren: indem wir für eine Gesellschaft sorgen, die für *alle* einsichtig ist; indem wir ihnen mit unserer eigenen Existenz zeigen, was Freiheit und Gewaltlosigkeit ist, die aus dem Glauben an die Gnade geboren werden; und schließlich indem wir ihnen die Geschichten erzählen und die Lieder überliefern, die das Reich des Geistes besingen.

Ich frage mich am Ende, ob man aus Römer 8 etwas lernen kann. Kann man denn *wollen*, aus dem Reich des Fleisches in das Reich des Geistes zu wechseln? Kann man sich dazu entschließen, den Zwängen zu entkommen und die Freiheit zu ergreifen? Ist das nicht gerade das Wesen eines Zwanges, daß ich ihm nicht entkomme? Kann man lernen, nicht auf sich selbst zu setzen? Theologisch sagen wir, daß der Glaube selbst ein Geschenk ist und daß man sich ihn nicht einfach zulegen kann. Und doch kann man etwas, vielleicht ist es nur gering: Man kann die Sehnsucht nach der Freiheit lernen. Man kann die Schönheit des freien Geistes und eines gewaltfreien Lebens im Spiegel dieses Textes und vieler anderer entdecken. Man kann entdecken, daß unser eigenes Leben reicher und das unserer Kinder ungefährdeter ist, wenn wir ihnen nicht in geistloser Selbstversessenheit die Zukunft wegfressen. Man kann sich im Wünschen üben, etwa in dem Wunsch, den eigenen Kindern »ein bewohnbares Land mit einer bewohnbaren Sprache« (H. Böll) zu überliefern. Die Sehnsucht nach dem Geist, die Entdeckung der Schönheit des anderen Lebens und unsere Wünsche vertreiben die Zwänge. Wer ein neues Leben wünschen kann, ist schon dabei, die Fesseln zu lösen, die ihn an die alte Korruption binden.

Bibelarbeit zu 5. Mose 5, 1-3 und 6-7

Die Bibelarbeit an diesem Morgen steht noch einmal in Zusammenhang mit unserem Thema von gestern, dem Schwerpunkt dieser Synode »Aufwachsen in schwieriger Zeit«. Das bedeutet nicht, daß diese Bibelarbeit eine Zusammenfassung oder auch nur eine Reflexion dessen sein könnte, was gestern hier gesprochen und gedacht worden ist. Ich habe mit großem Interesse und mit Gewinn all' dem zugehört. Und ich bitte das, was ich jetzt zu sagen habe, als einen Beitrag zu betrachten, den ich in dieses Gespräch einbringe und der sich möglicherweise so einfügt, daß er manches gestern Gesagte bestätigt, manches anfragt oder ergänzt.

Ich rede aus meiner Erfahrung als ein Christ aus den neuen Bundesländern, und ich sage das, was ich in einem Text aus dem Alten Testament gehört habe, dem 5. Buch Mose im 5. Kapitel, dem Kapitel, in dem die Zehn Gebote stehen. Gestern haben wir auf das Neue Testament gehört, also auf die Botschaft von der Freiheit des Evangeliums; heute hören wir auf das Alte Testament, die Botschaft vom Rat des Gesetzes. Ich bitte das gestern von Fulbert Steffensky Gesagte in Erinnerung zu halten; denn erst beides zusammen ist für uns Christen die ganze Wahrheit.

»Und Mose rief ganz Israel zusammen und sprach zu ihnen: Höre, Israel, die Gebote und Rechte, die ich heute vor euren Ohren rede, und lernet sie und bewahrt sie, daß ihr danach tut! Der Herr, unser Gott hat einen Bund mit uns geschlossen am Horeb« – also am Sinai – »und hat nicht mit unsern Vätern diesen Bund geschlossen, sondern mit uns, die wir heute hier sind und alle leben ... Und er sprach: Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus gyptenland geführt hat, aus der Knechtschaft. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.«

Vielleicht fragen Sie auch heute früh: Was hat dieser Text mit unserem Thema zu tun? Hier ist weder von schwieriger Zeit die

Rede noch von Kindern. Aber das gilt nur für den ersten Blick; denn dieser Text ist ein Text auf der Schwelle, ein Schwellentext.

Schon die Entstehungszeit dieses 5. Buches Mose – etwa 600 vor Christi Geburt, zur Zeit des Königs Josia – ist offenbar solch eine Epochenschwelle gewesen, eine Zeit großer Reformen. Wenn wir es richtig verstehen, war diese Zeit der unsern in dem Grundgefühl ähnlich, daß etwas Altes unwiederbringlich zu Ende gegangen ist und etwas Neues, noch Unbekanntes heraufzieht. Das sind immer schwierige Zeiten.

Ganz und gar aber die Situation, die in diesem Text geschildert wird. Da sieht man ein ganzes Volk an der Schwelle, Israel am Jordan, den es überschreiten wird, um einzuziehen ins gelobte Land, ins Unbekannte, ins noch ganz Neue.

Nun redet Mose zu ihnen, der Alte, der nicht mehr mit einziehen wird. »Die Kinder«, sagt er, »werden in dem gelobten Land leben, wir nicht.« Also ein Generationswechsel: eine Generation, die einzieht ins Unbekannte, Neue, und eine alte Generation, die sich fragt: Was können wir für sie tun, was können wir ihnen mitgeben für ihre Wanderung auf dem anderen Ufer?

Freilich, wenn wir an die Schwellensituation heute denken, den Übergang, wie man sagt, von der Moderne in die Postmoderne, den Übergang von den Kriegs- und Nachkriegsjahrgängen auf die Jahrgänge der achtziger und neunziger Jahre, dann fragen wir uns, ob die Erfahrungen der Alten, so wie Mose sie den Kindern Israel mitteilt, einen Wert haben für die neue Generation, unsere Berufserfahrungen aus den fünfziger und sechziger Jahren für ihre Arbeitswelt, unsere Lese- und Rechenerfahrung für die Computer-Generation, vollends unsere DDR-Erfahrung für Kinder, die in der Bundesrepublik aufwachsen und in die Europäische Union hineinwachsen.

Aber vielleicht haben die Kinder damals genauso gedacht: Was sollen eure Wüstenerfahrungen für unser Leben im Kulturland, eure Wandererfahrungen für die Einrichtung einer soliden, seßhaften Existenz, die Geographie der Steppe für unsere Orientierung im neuen Land?

Für Mose ist dies freilich kein triftiger Grund dagegen, den Kindern Israel noch einmal alle Erfahrungen in Erinnerung zu rufen. Denn worum es ihm geht, das sind nicht berufliche, logistische

oder technische Erfahrungen, sondern das sind Gotteserfahrungen, und die haben offenbar ein eigenes Gepräge.

Die Zeitdifferenz, die sonst immer eine entscheidende Rolle spielt an den Schwellen der Geschichte, der Generationen und der eigenen Biographie, hier ist sie offenbar aufgehoben. Martin Luther sagt einmal: »Denn Gott siehet die Zeit nicht nach der Läng', sondern nach der Quer'.« Er meint damit: Das, was für uns auf einer Zeitachse hintereinander liegt, ist für Gott alles gleichzeitig.

Darum heißt es ja auch in unserem Text überraschenderweise: »Gott hat nicht mit unsern Vätern diesen Bund am Horeb geschlossen, sondern mit uns, die wir heute hier sind und alle leben.« Wenn Mose am Jordan die Gebote verkündigt, dann ist das dieselbe Stunde wie eine Generation vorher, als sie am Horeb, am Sinai verkündigt wurden.

Und nach der Zeit des Josia, wenn am Tag der Bundeserneuerung dieser Text verlesen wurde, dann galt er offenbar ebenso den jeweils dort versammelten Gemeinden im Tempel: »Gott hat nicht mit unsern Vätern diesen Bund geschlossen, sondern mit uns, die wir heute hier sind und alle leben.« Und das geht dann weiter durch die Jahrhunderte und durch die Jahrtausende bis auf diesen Tag: Er hat mit uns diesen Bund geschlossen, die wir heute, am 8. November 1994, hier in Halle an der Saale sind und alle leben. Da wandert ein ungealtes, nicht überholbares göttliches Heute durch die Zeiten und gilt immer denen, die es gerade hören: »Heute, so ihr seine Stimme hört, so verstockt euer Herz nicht !« (Hebr. 3, 8) »Heute ist diesem Haus Heil widerfahren.« (Lk. 9,19) Denn wie haben wir gesungen?

»Es wandeln sich die Reiche,
es wandelt sich die Welt.
Gott aber bleibt der gleiche,
der sie in Händen hält. «

Wenn er aber so der gleiche bleibt, dann sind die Gotteserfahrungen immer auch die Grundlage für die Gotteserwartung. Die Gotteserinnerungen von gestern sind die Gottesverheißungen für morgen. Darum heißt es in dem Kapitel vor dem unseren im 5. Buch Mose: »Vergeßt nicht, was ihr mit eigenen Augen gesehen

habt. Haltet es im Gedächtnis euer Leben lang und erzählt es euren Kindern und Kindeskindern.« Davon war gestern in der Plenaraussprache immer wieder die Rede. Was wir da erzählen, das sind nicht allein die Geschichten von gestern und vorgestern, sondern es sind ebenso die Menschheitserfahrungen von morgen und übermorgen. »Ich bin, der ich war«, sagt Gott, »und wie mich die Urväter kennengelernt haben, so werde ich den Urenkeln begegnen.« »Aufwachsen in schwieriger Zeit« möchte ich im Licht dieser Erkenntnis sehen.

Das hat für mich eine dreifache Bedeutung: Bedeutung für unseren Umgang mit den Erfahrungen der Vergangenheit, mit den Forderungen der Gegenwart und mit den Zielvisionen der Zukunft.

1. Die Erfahrungen der Vergangenheit

Die Gebote Gottes, wo immer sie in einem jeweiligen Heute verkündigt werden, beginnen mit einer Erinnerung: »- der ich dich aus Ägypten geführt habe, aus der Knechtschaft.« Gott sagt zu Israel: Ihr kennt mich schon. Denn das, was ihr erlebt habt bei dem Auszug aus Ägypten, das ist kennzeichnend für mich, und wer diese Geschichte kennt, der kennt mich und der wird mich wiedererkennen in allen vergleichbaren Geschichten: wo Menschen für Billiglohn arbeiten müssen für die, die den Reichtum oder die Macht haben; wo Menschen auf den Durststrecken des Lebens sind, brotlos und auf's Trockene geraten; wo Menschen in Krisen- und Angstsituationen leben. Gott sagt: Überall da, wo ihr aus solchen Situationen herausgeführt werdet, da begegnet ihr mir, überall da, wo ihr eine Erfahrung von Befreiung macht aus Krisen, aus Ängsten, aus Durststrecken, durch die ihr hindurch müßt. Und es ist eure Entscheidung, wie ihr sie deuten wollt: als Zufallserfahrung, als Selbsterfahrung oder als Gotteserfahrung.

Ich will aus meiner Erinnerung berichten. Im September 1989 hatten wir bei der Bundessynode in Eisenach so klar und deutlich, wie es uns möglich war, in aller Öffentlichkeit das ausgesprochen, was an Forderungen und Anforderungen dem ganzen Volk auf dem Herzen lag, nur wagte es noch niemand auszusprechen. In Buckow in der Mark Brandenburg fand kurz danach eine Europäische

Diakonische Konferenz statt, und ich hatte die Bibelarbeit über 2. Mose 14 zu halten. Für den Abend hatte sich der damalige Staatssekretär für Kirchenfragen, Herr Löffler, angesagt, und wider Erwarten kam er auch. Aber die Atmosphäre war eisig. »Ich kann für nichts mehr garantieren«, sagte er. »Sie haben alle Brücken abgebrochen und alle Zugänge unzugänglich gemacht. Ihr und eure Leute werden jetzt die Folgen zu tragen haben.«

Und dann, am anderen Morgen, der Text: Israel am Schilfmeer: Vor ihnen das Meer der Zukunft, herandrängend Welle auf Welle die Gefahren der kommenden Zeit – und die Heere des Pharaos ihnen im Rücken, ihre Vergangenheit, die sie in Kürze einzuholen drohte. Da stehen sie und schreien vor Angst. Und nun sagt Gott zu Mose: »Sage den Kindern Israel, sage meinen Kindern, daß sie weiterziehen.« Und dann ziehen sie hinein in das Meer.

Das war keine Geschichte von gestern und vorgestern, das war unsere Geschichte, und wir hörten, wie Gott auch zu uns sagte: »Sage meinen Kindern, daß sie weiterziehen!« Wir sind weitergezogen und sind trockenen Fußes am anderen Ufer angekommen. »Denn«, so sagt Gott, »ich bin der Herr, dein Gott.« Diese Erfahrung möchte ich meinen Kindern und ihren Kindern weitererzählen und den Ruf an sie weitergeben: Sage meinen Kindern, daß sie weiterziehen. Denn ich bin der Herr, euer Gott.

Martin Luther übersetzt hier und an allen anderen Stellen den geheimnisvollen, unaussprechbaren Gottesnamen Jahwe mit »der Herr«. Martin Buber geht einen Schritt weiter. Er sagt: Das ist gar kein Name. Diese geheimnisvollen Buchstaben bedeuten vielmehr einen Satz, und der Satz heißt: »Ich bin da.« Dieser Gott braucht nicht beim Namen gerufen zu werden. Er braucht keinen Namen. Denn er ist immer schon da. »Ich bin der, der immer schon da ist. Wo du bist, da bin ich schon, und wo du hinkommst, da erwarte ich dich bereits.«

Dieser Satz steht am Anfang der Gebote und gehört zu jedem einzelnen Gebot. Denn wenn Gott wirklich da ist und uns überall schon erwartet, dann ist die Lage anders. Und wenn die Lage anders ist, dann können wir anders handeln, anders leben, anders werden. »Ich bin da, darum brauchst du nicht mehr zu töten und darum sollst du es auch nicht mehr. Ich bin bei dir, darum mußt du nicht mehr falsch Zeugnis reden wider deinen Näch-

sten und darum sollst du es auch nicht mehr. Das habt ihr alles nicht mehr nötig.«

Wenn er nicht da wäre, dann könnte man vielleicht sagen: Wir kommen anders nicht durch, kommen nicht durch, ohne einander zu töten oder uns den Tod anzudrohen, ohne uns zu bestehlen oder den eigenen Vorteil wahrzunehmen, ohne die Nacht zum Tage und den Sabbat zum Arbeitstag zu machen. Wer Angst hat, droht. Wer sich fürchtet, muß an sich raffen. Wer meint, für sich ganz allein aufkommen zu müssen, der kann sich keine Ruhe gönnen.

Als das Entscheidende möchte ich meinen Kindern darum weitersagen, muß ich ihnen sagen, darf ich ihnen sagen: Wo aber der angstüberwindende Gott bei uns ist, da sind diese Zwänge aufgehoben, da brauchen wir das nicht mehr. Da werden seine Forderungen zu Aufforderungen, seine Anweisungen zu Wegweisungen, seine Gebote zu Angeboten eines befreiten Lebens.

2. Die Forderungen der Gegenwart

Damit sind wir bei den Geboten. Im Kapitel nach unserem Text steht: »Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird: Was sind das für Vermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott, geboten hat?« Gewiß, unsere Töchter und Söhne werden uns wahrscheinlich weder morgen noch übermorgen in diesem Wortlaut fragen. Aber die Frage ist damit keineswegs erledigt. Ich sage mir: Wenn nun dein Junge, dein Mädchen dich morgen fragen wird: Machst du denn das auch, was in diesen Geboten steht, und hilft dir das etwas? – was können wir ihnen sagen? Denn das scheint mir unzweifelhaft: Jetzt sind wir die Generation, die hier aufgefordert ist: »Lernet sie und bewahrt sie, daß ihr danach tut!« Und die Kinder haben das Recht, uns zu fragen: Wenn ihr das alles wißt und uns weitergebt, warum habt ihr nicht ganz anders gelebt, sondern so, wie ihr es tut?

Wir machen im Bereich der ehemaligen DDR zur Zeit eine eigentümliche, auch heilsame Erfahrung. Unsere Vergangenheit wird aufgearbeitet, und andere bieten sich an, uns dabei behilflich zu sein. Jeder von uns wird gefragt, was er getan hat. Unser Leben kommt auf den Prüfstand. Es wird angefragt, was wir gemacht

haben und was wir unterlassen haben. »Ihr habt das doch alles gewußt«, sagt man uns, »warum habt ihr denn so gelebt und dies getan und dies nicht getan?« Unser Leben wird beurteilt oder auch verurteilt. Niemand, der in unserem Land in diesen 40 Jahren recht oder schlecht gelebt hat, konnte damit rechnen. Aber heute müssen wir uns dem stellen.

Jetzt aber, liebe Schwestern und Brüder, frage ich mich: Wie, wenn in 20 oder wieder in 40 Jahren erneut eine Enquete-Kommission zusammentritt oder ein Tribunal und die 90er Jahre aufarbeitet oder die Jahre um die Jahrtausendwende? Wenn ich mir vorstelle, daß in dieser Enquete-Kommission natürlich nicht mehr Rainer Eppelmann sitzen wird, sondern Menschen aus der Dritten Welt, Afrikanerinnen, Asiaten, Menschen aus Südamerika, die Jungen und Mädchen aus den Favelas, die trotzdem noch groß geworden sind, die Hungerkinder von einst, oder auch die Kinder derer, die heute an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt werden, oder die Klimaexperten und Umweltfachleute von morgen, die wenigstens als Kinder noch erfahren haben, wie Störche und Schmetterlinge und Tannenschläge aussehen, dann höre ich die schon fragen: Was habt ihr euch denn damals gedacht? Ihr habt das doch alles gewußt: Daß sie bei uns Jahr für Jahr zu Hunderttausenden elend verhungert sind und daß in eurem eigenen Land laut allgemein zugänglicher Statistik 60 Milliarden gelebt haben und 7 Millionen an der Armutsgrenze, und welchen verheerenden Schaden ihr anrichtet mit eurem Konsumverhalten und mit eurem Umweltsinn. Ihr habt das doch alles gewußt. Warum habt ihr denn dies getan, so gelebt und dies alles unterlassen? Wenn dich dein Sohn nun morgen fragen wird, was willst du ihm antworten? Denn die Gnade der späten Geburt reicht immer nur so lange, bis die nächste Generation aufgewachsen ist und ihre bohrenden Fragen stellt. »Ich bin da«, sagt der Herr, und das gilt natürlich nicht nur für uns. »Ich bin auch für die anderen da, vielleicht für sie besonders, für die Hilflosen, die Armen, die Kinder, und wenn sie fragen, dann werde ich an ihrer Seite stehen, und für die, die nicht mehr fragen, die nicht mehr fragen können, für die werde ich fragen, wie ich den Kain gefragt habe. Wie seid ihr umgegangen mit eurem Leben und eurer Welt und was hinterlaßt ihr euren Kindern?

3. Hoffnungsziele der Zukunft

Vielleicht sagen Sie jetzt: Das ist uns alles klar. Du beschreibst nur den Alpdruck unserer schlaflosen Nächte und ratlosen Tage. Die eigentliche Frage aber heißt: Was sollen wir denn tun, womit den Anfang machen angesichts dieses Berges verknäulter Probleme? Für unseren Text ist die Antwort völlig klar. Den Anfang muß immer das Gebot aller Gebote machen: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. In der Frühzeit Israels rechnete man noch mit leibhaftigen anderen Göttern. Aber schon damals war klar, der Kampf gegen sie war im Grunde ein Kampf Gottes um das Herz seines Volkes. Er muß fremde Götter nicht fürchten, aber er muß um sein Volk fürchten, daß es ihnen nachläuft und auf diese Weise ins Unglück gerät. Und diese Gefahr ist mit der Änderung der religiösen Vorstellungen natürlich in keiner Weise überwunden. Schon für Martin Luther waren nicht mehr die Fremdkulte die Gefahr, sondern er sagt: »Ein Gott heißet das, dessen man sich versiehet alles Guten. Worauf du nun, sage ich, dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott, ... es sei Geld, Macht, Kunst oder Ehre.«

Und damit wird die Frage gestellt, woran hängen wir unser Herz? Auf welchen Gott hoffen wir? Wie sehen die Sehnsuchtsbilder und die Zielvisionen aus für uns heute und für unsere Kinder? Unser Text sagt – und ich denke mit großem Nachdruck –: Laßt, liebe Schwestern und Brüder, die Gottesverheißungen nicht in Vergessenheit geraten, damit nicht die großen biblischen Hoffnungsbilder eingetauscht werden gegen die kleinen Kurzzeithoffnungen, die zeit- und raumübergreifenden Zielvisionen für die Welt eingetauscht werden gegen den kleinen eigenen Vorteil, der Traum vom Schalom der Welt eingetauscht wird gegen die Hoffnung auf den persönlichen Glückstreffer. Denn wo sich alles so reduziert auf die Frage nach meinem eigenen kleinen Bereich und persönlichen Vorteil, da wäre auch nicht mehr recht einzusehen, warum ich diesen Vorteil nicht im Not- und Bedarfsfall mit der Handgranate oder dem Revolver wahrnehmen soll, und warum ich, wenn ich das Zeug dazu habe, nicht als Sieger in eine fremde Ehe einbrechen soll, und warum ich mich nicht vom Immobilienspekulanten über die Tricks beraten lassen sollte, wenn ich meines Nächsten Haus begehre oder alles, was sein ist.

Denn anfechtbar werden zuerst nicht die Methoden, sondern zuerst die Zielstellungen. Wenn die heruntergekommen sind, dann kommen bald auch die Methoden herunter. Falsche Ziele führen auf falsche Wege. Und wenn die Verheißungen Gottes ihre Leuchtkraft verlieren, dann werden auch seine Gebote kraftlos. Denn sie sind der Weg zur Erfüllung dieser seiner Verheißungen. Deshalb ist nicht Zeit, zuerst nach mehr Polizei zu fragen gegen unsere Mitmenschen, sondern zu fragen nach besseren Sehnsüchten und Zielbildern für sie und vor allem für unsere Kinder.

Die Soziologen sagen uns, daß es heute die kommerzielle Werbung sei, die die Bilder von gelungenem Leben präge, Dienstleistungen und Waren, die meinem Leben Glanz und Erfüllung geben. Es gehört zu meinen Enttäuschungen über die EKD-Wirtschafts-Denkschrift, daß sie – neben dem Bereich von Kapitalmarkt und Zinsgewinn – dieses Problem so gut wie nicht in den Blick nimmt, obwohl es tief in unserem Wirtschaftsgefüge verankert ist. Dabei sehe ich mit wachsender Sorge eine beunruhigende Doppelentwicklung: Daß auf der einen Seite die Medien immer stärker unter den Druck geraten, angesichts des Kampfes um die Einschaltquoten den Menschen nicht mehr das zu sagen, was sie brauchen, sondern das, was sie verlangen und was ihnen nach dem Munde redet. Und dies auf der anderen Seite im Dienst einer außerordentlich wirksamen Bemühung, in unserer Welt, von der wir wissen, daß die Ressourcen erschöpfbar sind und reichen müssen für alle, die heute leben und die dann noch kommen, uns in einer solchen Welt anzuregen, mehr zu verbrauchen, schneller zu verschleifen, wegzuerwerfen und neu anzuschaffen, ich halte das für nicht mehr verantwortbar.

Ich höre, auch die Kids seien inzwischen als Konsumenten entdeckt, so daß nicht der Dank für erfüllte Wünsche, sondern der Zwang, immer neue zu erfinden, die Konsequenz ist.

Ich fürchte, daß wir heute immer häufiger Lebensmittel mit Lebenssinn verwechseln. Die Ersatzgötter, von denen Luther redet, Geld, Macht, Kunst oder Ehre werden uns im Stich lassen und unsere Kinder, wenn wir von ihnen Sinn und Erfüllung des Lebens erwarten: Mehr Geld, aber wofür? Größere Macht, aber cui bono? Wirksame Kunst, aber in wessen Dienst? Unsere Kinder wachsen auf in einer Welt, in der nach meinem Eindruck viel zu

wenig die wichtigste Frage gestellt wird. Wir fragen: Wie kommen wir durch die Durststrecken, durch die Krisenzeiten, durch die Wirtschaftsrezessionen? Aber die entscheidende Frage müßte heißen: Wo wollen wir eigentlich hin? Wo wollen wir als einzelne, als Völker, als Menschheit schließlich herauskommen? Auf welches Ufer halten wir zu? »Ich erwarte euch schon«, sagt Gott. »Auf mich sollt ihr zugehen, denn ich habe Zukunft für euch.« Deswegen sollten wir uns bemühen, in dieser Welt nicht in Vergessenheit geraten, sondern wieder deutlich und groß werden zu lassen die Hoffnungsbilder der Bibel, die zeitübergreifenden, die tragfähigen Verheißungsbilder: Paradies und gelobtes Land, die leuchtende Gottesstadt, in der sie alle miteinander leben, der große Tisch, um den sie versammelt werden aus Osten und Westen, aus Süden und Norden, der neue Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt, und der Tag, an dem Gott abwischen wird alle Tränen von allen Gesichtern, den schwarzen, den braunen, den weißen und den gelben, den Hungergesichtern Afrikas und den Lepragesichtern Bangladeshs.

Ich habe mit Rührung und mit Beschämung, aber auch mit großer Hoffnung in einem der Vorbereitungs-materialien gelesen, was Kinder unserer Tage auf die Frage geantwortet haben, wie die Welt aussieht, »in der ich leben möchte«. Diese Kinderantworten – das waren Kinder bis zum 11. und 12. Lebensjahr – sind diesen Visionen der Bibel viel näher als den Angeboten, unter deren Druck diese Kinder geraten.

Unsere Aufgabe, wenn wir diesen unsern Bibeltext ernst nehmen, heißt: Wir sollten die Kinder bestärken und sicher machen in ihren Sehnsüchten und Hoffnungen, indem wir auf sie hören und mit ihnen gemeinsam die Verheißungen Gottes für unsere Zeit neu entdecken und uns allem entgegenstemmen, was die Träume unserer Kinder verbiegen will und sie verleiten will, ihre großen Visionen einzutauschen gegen den kleinen Vorteil des Augenblicks.

Ein Mädchen, 12 Jahre alt, schreibt auf diese Frage: »Die Menschen sind wie die Engel. Die Häuser, die Tiere, die Pflanzen können reden. Ich unterhalte mich mit ihnen und bin glücklich.«

Wieviel Schwesterlichkeit und Brüderlichkeit, wieviel Gerechtigkeit und wieviel Hilfe für Gottes arme, geschundene Schöp-

fung wir in unseren Lebenstagen noch erreichen können, das wissen wir nicht. Aber wir wissen, in welche Richtung es gehen muß, um zum Ziele zu kommen. Es kommt alles darauf an, daß wir dies unser Wissen an unsere Kinder weitergeben, die aufwachsen in schwieriger Zeit. Der Herr sagt – auch zu seiner Kirche in Deutschland –: »Sage meinen Kindern, daß sie weiterziehen.«